

Ficke

Th. Pr.

1278²

(Woyda)



Th. Weber del.

1801.

J. V. Poll. sc. A. V.

DER
GEIST DER RECHTE
DES
MENSCHEN

in
seiner Anwendung auf die Bedürfnisse
unsrer Zeit.

Vom
Verfasser der vertraulichen Briefe
über Frankreich und Paris.

(Von Carl Woyda.)

Ministerium für innere Angelegenheiten
zum Ausdruck.

Mit 1. Kupfer. *Augenthaler
Auct. 1801*

Leipzig,
in der C. H. Stageschen Buchhandlung
in Augsburg.

(1801)

S'il y avait un peuple de dieu, il se gouvernerait démocratiquement. Un gouvernement si parfait, ne convient pas à des hommes.

J. J. Rousseau.



VORREDE.

Als im Jahr 1795, die dritte französische Konstitution ihre Tadler fand, und Blut fließen mußte, bevor sie in Gang gebracht werden konnte; da keimte zum erstenmale der Gedanke in meiner Seele auf, ob es nicht möglich sey, durch die Aufstellung eines auf den Geist der Rechte des Menschen gegründeten und unsern Bedürfnissen angemessenen Systems, mit Weglassung der Formen, alle für oder gegen Frankreich streitende Partheyen,

sowohl innerhalb seiner Grenzen, als ausserhalb derselben zu vereinigen.

Jahrelang trug ich mich mit diesem Gedanken herum, und wenn ich in Ansehung der Grundsätze in Richtigkeit zu seyn glaubte, so fand ich, dafs die menschlichen Leidenschaften der Ausführung meines Plans fast unübersteigliche Hindernisse entgegen setzen würden. Aber einmal mufs er doch kommen, der Moment, wo der Mensch im Stande seyn wird, kaltblütig zu überlegen, sein wahres Beste von dem Schein desselben zu unterscheiden, und wo er nicht mehr nach Schatten haschen wird.

So dachte ich und benützte die stille Ruhe, welche ich wehrend meinem Aufenthalte in der ehemals so glücklichen Schweiz genoß, um aus

dièsem Gesichtspunkte die Rechte des Menschen zu untersuchen. Die Resultate meines darüber angestellten Nachdenkens schrieb ich in einer weitläuftigen Abhandlung in französischer Sprache nieder; sie sollte dem ganzen Werke, das ich in der nehmlichen Mundart bekannt zu machen gesonnen war, zum Grunde gelegt werden.

Ob meine dazumaligen Entdeckungen im Gebiete der ursprünglichen Rechte des Menschen, in deren Besitz ich mich gegenwärtig nicht mehr befinde, wirklich neu und richtig gewesen seyn mögen, bin ich um so weniger im Stande zu bestimmen, da ich hier keine Gelegenheit gehabt habe, sie mit andern zu vergleichen. So viel erinnere ich mich noch, dafs

ich den daraus gezogenen Folgerungen nicht jene vortheilbringende Anwendbarkeit zugestehen konnte, welche man ihnen zu jener Zeit weit mehr noch als jetzt, einräumen zu müssen glaubte.

Mein Beruf und ein mächtiger Zusammenfluß von Umständen entrißten mich, ehe ich damit bis über die Hälfte fertig werden konnte, der stillen Ruhe und Unbekanntheit, die philosophische Meditationen erheischen. Zurück geschleudert in den Strudel der Welt, die ich nie mehr zu betreten gehofft hatte, war es mir von nun an nicht mehr möglich, mich zu sammeln und mit andern Dingen als mit Kleinigkeiten zu beschäftigen. So brachte ich einige Jahre, beynah möchte ich sagen, un-

nütz hin, bis mich endlich meine Pflicht in Italien fixirte. Aber hier, wo Filangieri und Beccaria unbekannt sind, wo ich täglich Geschäfte zu besorgen hatte, die dem philosophischen Denker unmöglich behagen können, wo ich, mit einem Worte, Maschine seyn mußte, hier konnte ich wiederum nicht an die Ausführung meines Planes denken.

Und doch war ich Zeuge von zwey wichtigen, obgleich wenig bekannten Revolutionen; ich mußte stillschweigend mit ansehen, wie man die wenigen wahren Rechte des Menschen durch unechte Zusätze verfälschte, verdrehte, misdeutete, und nach dem jedesmaligen augenblicklichen Interesse ihnen in Zeit von kaum drey Monathen, zwey sich

ganz entgegengesetzte Auslegungen andichtete. Mich dauerte das Volk, das so zum blinden Werkzeuge herabgewürdiget wurde; die wenigen Edeln, die standhaft bey ihren Grundsätzen beharrten, flößten mir Hochachtung ein, aber den Pöbel, der sich begierig zu jedem dieser Auftritte hinzudrängte, traf meine tiefste Verachtung.

So sehr ich dazumal wieder wünschte, mich mit der Ausführung meines Plans beschäftigen zu können, so wenig fand ich Zeit und Muße dazu. — Endlich nahmen auch in Italien die Feindseligkeiten ihren Anfang; zwanzig Tage lang war ich im Felde, wohnte den beyden ersten Schlachten bey, sah die Ufer der Etsch allen Greueln der Verheerung

Preis gegeben, und kehrte nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten wieder nach Mantua zurück. Hier hätte ich in den ersten drey Monaten manche ruhige Stunde finden können, um mich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Allein das ungewöhnlich heiße Klima des Landes, meine stets gespannte Erwartung auf den Ausgang der Belagerung und die vielfältig angenehmen Zerstreuungen, die mir geboten wurden, erlaubten mir von der andern Seite nicht, sie so, wie ich es gewünscht hätte, zu benützen.

Mantua mußte kapituliren, und ich reifste als Geißel in die kaiserlichen Erblände ab. Ein würdiger Anführer hatte mich zwey Tage vor der Uebergabe dieser Festung selbst ver-

sichert, daß wir dort alle mögliche Freyheit genießen würden. Da ich mich schon längst nach Ruhe gesehnt hatte, so war mir diese Versicherung um so angenehmer, und ich hoffte in Leoben endlich auszuführen, wovon ich seit Jahren schon die erste Idee gefaßt hatte. Aber kaum hatte ich einen Monath lang eine anständige Freyheit genossen, kaum war es mir gelungen, den Plan zu einer zweckmäßigen Beschäftigung zu entwerfen, als ich darauf Verzicht leisten mußte, und in eine Kaserne eingeschlossen, mitten unter zweyhundert geräuschvollen jungen Männern nur selten einen ruhigen Augenblick fand, wo ich mich hätte sammeln können. Es kostete mich viel Mühe, und ich brachte manche Woche in dumpfer

Unthätigkeit hin, bis es mir gelang, mich an diese Lebensart zu gewöhnen.

Unter diesen Umständen und ohne alle Hülfsmittel, ohne Bibliothek, bloß von meinem Gedächtnisse unterstützt, und von einem beständigen Lärm und Getöse umgeben, entstand das Werk, welches ich hiemit dem Publikum, oder vielmehr nur dem unbefangenen Denker zur Prüfung vorlege. Ob ich gleich überzeugt bin, daß es nichts weniger als fehlerfrey ist, so habe ich dennoch geglaubt, es so, wie es da ist, dem Drucke übergeben zu müssen.

Jeder Regierung, jedem Volks- und Menschenfreunde muß nunmehr daran gelegen seyn, der durch Frankreich allgemein verbreiteten

Neuerungssucht Schranken zu setzen, und die Wünsche der Nationen nach einem bessern, aber leider nur idealischen politischen Seyn auf ihren wahren Gehalt zurück zu führen. Dieses kann nur geschehen, wenn die dem Menschen zukommenden natürlichen Rechte überhaupt in ihr wahres Licht gestellt werden; wenn gezeigt wird, was er als Bürger vom Staate zu fordern berechtigt, und was dieser ihm vermöge seiner entwickelten Anlagen, seinen Bedürfnissen, seinen Tugenden und Lasten zu leisten verbunden ist. — Ob ich in allen Stücken diesen Bedingungen in dem gegenwärtigen Werkchen entsprochen, überlasse dem Urtheile der Leser.

Es gab eine Zeit, wo ich von den reizenden Träumen einer feurigen Jugend hingerissen, den Menschen und alles was ihn angeht, in einem rosenfarbenen Lichte erblickte. Von dem Wunsche beseelt, ihn auf eine erhabnere Stufe der Vollkommenheit sobald als möglich hingestellt, mit Tugenden ausgerüstet, für die er keinen Sinn hat, und im Genusse eines Glücks zu sehen, das er nicht zu schätzen weiß, wähnte ich: es könne ihm gelingen, Jahrhunderte zu überspringen, und durch ungewöhnliche Anstrengungen von der Natur zu ertrotzen, was nur das Werk der Zeit und langer Erfahrungen seyn kann.

Aber eine kurze angestrengte Aufmerksamkeit auf des Menschen Trei-

ben zeigte mir nur zu bald die Nichtigkeit meiner Wünsche; ich ward unangenehm in der Wirklichkeit vom Gegentheil überrascht. Je mehr ich mich dem Heerde näherte, auf welchem so viel Unglück zubereitet worden ist, je mehr fieng ich an der Anwendbarkeit der neu aufgestellten Grundsätze zu zweifeln an, ja ich stand in Gefahr, sie selbst für verderblich zu halten, wenn ich sie nicht zeitig genug von den unreinen Gefäßen, in welchen man sie dort aufbewahret hatte, zu unterscheiden gelernt hätte.

Dessenungeachtet kann ich jedoch nicht umhin, nochmals zu äußern, was ich schon in einem andern Werke gesagt habe: Eine ganze grofse Nation frey und eben dadurch glück-

lich zu sehen, ist eine erhabene, eine göttliche Idee. — Aber wo ist diese auf unserer sublunaren Welt zu finden? — Ich kenne wenigstens keine, welche für die Freyheit, wie ich sie mir denke, empfänglich wäre.

Unsere Bedürfnisse und alles, was uns umgiebt, machen uns unfähig, eine Freyheit zu genießen, wie sie sich der Philosoph, der Menschenfreund denken, wie sie vielleicht in gewissen Epochen Rom und Athen besessen haben, und wie sie Frankreich in seinem Wahn erzwingen zu können geglaubt hat. Aber sie ist ganz von uns gewichen, diese holde Göttin, oder vielmehr, wir sind von ihr abtrünnig geworden, und wenn wir wännen, sie wieder

gefunden zu haben, so zeigt es sich bald, durch die Huldiguug, welche wir ihr darbringen, dafs wir nur einem falschen Götzenbilde opfern, und ihren Schein für sie selbst halten.

Wenn wir uns nicht noch mehr, als es schon geschehen ist, von der Strafse, die zu ihrem Heiligthum führt, entfernen, und wenn anders kein Stillstand in der Natur statt findet, und wir nicht zurücksinken, so können wir nach Jahrhunderten dahin gelangen und realisiren, was in der Anwendung auf unser gegenwärtiges Zeitalter der Träumereien einer erhitzten Einbildungskraft oder als die Resultate des Nachdenkens hellsehender, aber um mehrere Generationen zu früh gebohrner Köpfe betrachtet zu werden verdient. Gleichwie jedes
Alter

Alter ihm eigenthümliche Freuden hat, so gebührt auch dem Menschen ein seinen Verhältnissen und seiner Ausbildung angemessener Grad von Glückseligkeit. Was dem Kinde frohes Aufhüpfen verursacht, zwingt dem Jünglinge kaum ein Lächeln ab, und was diesen freut, würde jenes zartes Nervensystem so sehr erschüttern, daß Tod und Vernichtung sein unausbleibliches Loos wäre. Der sorgsamsten Pflege gebührt es, einem jeden mitzutheilen, was mit seiner Empfänglichkeit im Einklange steht, und eben so dem Staate, seinen Bürgern diejenigen Rechte nur einzuräumen, durch deren Handhabung der Zweck der Gesellschaft nicht vernichtet wird. Wer mehr von ihm fordert, ist Kind und weiß nicht,

was ihm gut ist; diejenigen, welche es zu ertrotzen suchen, sind straffällig und gelingt es ihnen, ihrer unvorsichtigen Wünsche Erfüllung zu erhalten, so müssen sie diesen Vorwitz nur zu theuer bezahlen.

Um sie in Zukunft wo möglich vor den daraus nothwendig entstehenden nachtheiligen Folgen zu bewahren, habe ich es versucht, diejenigen Rechte und Freyheiten, welche dem heutigen Menschen zuträglich sind, zu bestimmen. Werden ihm diese zugestanden, so ist er unbillig und weifs nicht, was ihm frommt, wenn er noch mehr fordert.

Die vorangeschickte Untersuchung seiner ursprünglichen Rechte, so fehlerhaft sie auch ist, scheint nicht nur ihre Nichtanwendbarkeit aufser Zwei-

fel zu setzen; sonder zeigt auch ihre ganze Unbedeutenheit. Wahrlich, besäßen wir nur diese und keine Gesellschaftsrechte, wir würden wenig Ursache haben, mit unserm Geschicke zufrieden zu seyn. Wir verrathen nur unsern Eigendünkel, wenn wir keck darauf pochen, und sie weit lieber der Natur, als einem freywilligen oder gezwungenen Uebereinkommen zuschreiben.

Hätte ich nicht bey der Verfertigung dieses Werkchens die nöthigen Hülfsmittel entbehren müssen, ich würde mich über verschiedene Gegenstände weitläuftiger ausgedrückt haben. Meine Absicht werde ich nur alsdann dabey erreicht zu haben glauben, wenn es mir gelingt, die Menschen von allen Nationen zu überzeu-

gen, dafs man sie täuscht und irre führt, wenn man sie durch die Aufstellung der so sehr verkannten Rechte des Menschen zur Veränderung ihres politischen und bürgerlichen Seyns auffordert; dafs an der Form einer Regierung nichts oder doch gewifs nur sehr wenig, und alles an der Güte der Gesetze, gleichviel wer sie giebt, gelegen ist; dafs endlich das Wohl oder Weh eines Volkes unmöglich von der Annahme oder Verwerfung gewisser methaphysischer Sätze abhängen könne.

Geschrieben,
den 11. Jenner 1801.

Carl Woyda.

INNHALTSANZEIGE.

EINLEITUNG.	Seite	I
I. KAPITEL. Vom ursprünglichen Natur- zustande des Menschen.	=	24
II. KAPITEL. Von den ursprünglichen Rechten des Menschen.	=	42
III. KAPITEL. Von dem ersten gesell- schaftlichen Zustande des Menschen.		58
IV. KAPITEL. Von der Freyheit und den Rechten des Eigenthums und der Sicherheit.	=	79
V. KAPITEL. Von der moralischen Be- schaffenheit des gegenwärtigen Men- schen	=	96
VI. KAPITEL. Ueber die Verhältnisse der Religion zum Staate.	=	117

VII. KAPITEL.	Von der besten Staats-		
verfassung.	=	Seite	129
VIII. KAPITEL.	Von dem Wesen und		
dem Zwecke der Gesetzgebung.	=		148
IX. KAPITEL.	Von der Gewissens-		
Denk - und Pressfreyheit.	=		159
X. KAPITEL.	Von der bürgerlichen Gleich-		
heit.	=		170
XI. KAPITEL.	Von den Staatslasten.	=	179
XII. KAPITEL.	Von der strafenden Ge-		
setzgebung.	=	=	191
BESCHLUS.	Von der Möglichkeit und den		
Grundsätzen eines ewigen Friedens.			202



DER
GEIST DER RECHTE
DES
MENSCHEN.

EINLEITUNG.

Wehe dem Volke, dessen König ein Kind ist; aber wehe auch dem Volke, das von Leidenschaften hingerissen, ohne die höchste und dringendste Nothwendigkeit, ohne Ziel und Zweck sich und seinen kindischen König einer gewaltsamen Revolution Preis giebt.

Jede gezwungen herbeigeführte Staatsveränderung, sie mag noch so gerecht seyn und für die Zukunft die schönsten Aussichten versprechen, ist und bleibt eine Begebenheit, die, wie Saturn seine Kinder, diejenigen verzehrt und aufreibt, welche sie erzeugt haben. Revolutionen gleichen einem heftigen Waldstrome, dessen hohe Ufer abgetragen und der sie umgebenden Ebene gleich gemacht worden sind. Mit zerstörender Gewalt und dem rol-

lenden Getöse eines schreckenvollen Ungewitters rauscht er daher, überschwemmt die ganze umliegende Gegend, verwüstet weit und breit die lieblichen Gefilde, öffnet sich ein neues, noch nie bekanntes Bett und verschlingt alles und reißt mit sich fort, was seine Wuth zu stillen, seinen Lauf aufzuhalten oder ihn in seine ehemaligen Ufer wieder zurück zu leiten bemüht ist.

Und dessen ungeachtet lehrt die Erfahrung, daß die Menschen, uneingedenk aller Drangsaale, welche Revolutionen jedesmal über die sie unternehmende Generation gebracht haben, wider alle Erwartung leicht dazu zu bewegen sind. Der Reitz der Neuheit und des Ungewöhnlichen hat so viel Macht über sie, daß sie ihm unmöglich widerstehen können. Auf die leichtsinnigste Weise von der Welt stürzen sie sich in diesen Schlund, der sich über ihnen zusammenschlägt; achten des alten bewehrten Glücks nicht mehr; laufen einem neuen, unbekannten und ungewissen aus allen Kräften nach; setzen alles aufs Spiel, und sind bereit es

lieber zu verlihren, als ihren Wunsch nach einem neuen, nur selten möglichen oder zu erreichenden politischen Seyn aufzugeben.

So fühlt, denkt und handelt die ungeheure Menge, wenn man sie einmal zur Annahme gewisser neuer Ideen hat bewegen können. Im ersten Taumel des Enthusiasmus sieht sie den Abgrund nicht, welcher sich vor ihren Füßen geöffnet hat; alle Warnungen, sie am Rande desselben aufzuhalten, sind vergeblich, blindlings, aber auch oft mit vollem Bewustseyn stürzt sie sich hinein und opfert, wie Plinius, das Theuerste, um neue Begriffe zu ergründen oder festzusetzen, von deren Nutzen oder Anwendbarkeit es ihr aber nicht mehr frei steht, sich zu überzeugen.

Die Häupter und Urheber einer gewaltsamen Staatsveränderung handeln, bey solchen vorwaltenden Umständen, nur allein nach Grundsätzen und Ueberlegung. Aber fast immer leitet sie persönliches Interesse, Haabsucht, Neid, Rachgier, Herschsucht und Eitelkeit. Ausgerüstet mit Kopf und Herz und

begabt mit seltenen Kenntnissen ist ihnen der Wirkungskreis zu klein, welchen die bestehende Verfassung ihnen angewiesen hat; ihr kühner Geist schwingt sich über denselben hinaus; sie erheben sich in höhere Sphären, streben nach ungewöhnlicher Grösse und sind bereit alles anzuwenden, um sie zu erreichen. Die Mittel dazu gewährt ihnen ihr großes Uebergewicht über den sie umgebenden im Dunkeln kriechenden Haufen und wo diese nicht hinreicht, da muß sie Sophisterey zum vorgesetzten Ziele führen.

Nicht das Beste des Staats, nicht das Wohl ihrer Mitbürger sind die Triebfedern, welche sie in Bewegung setzen. Wenn nicht kleinliche Leidenschaften oder irgend ein persönliches Interesse sie dazu reitzen, so suchen sie zu ihrer eigenen Erhebung, zur Beförderung ihrer eigenen Grösse, alles dasjenige beiseite zu räumen, was sie als Hinderniß, um zu derselben zu gelangen, ansehen müssen. Die uneingeweihte Menge reitzt ein ihr vorgehaltener trügerischer Schimmer von Gewalt zur Theilnahme und da

sie nicht nach richtiger Ueberlegung zu handeln fähig ist, so wähnt sie selbstständig zu seyn, wenn sie doch nur Instrument ist.

Aber nicht allezeit entstehen Revolutionen, welche den innern und äußern Verhältnissen eines Staats eine ganz neue Form aufdrücken, auf die so eben beschriebene Weise. Die Ursachen zu denselben liegen nicht immer in dem persönlichen Interesse oder den Leidenschaften einiger ausgezeichneten und mächtigen Staatsbürger und ob schon ihre Theilnahme zur Erzeugung derselben unumgänglich nothwendig ist, so sind doch alle ihre Versuche vergeblich, wenn das Zeitalter, die in Umlauf gekommenen Vorstellungsarten, das Benehmen der bestehenden Regierung selbst und gewisse nicht vorherzusehende oder zu berechnende Umstände, den Keim und den Wunsch darnach dem Volke zuvor nicht eingeeimpft haben.

Es würde mir ein leichtes seyn, diese Behauptung mit Belegen aus der Geschichte zu beweisen und darzuthun, daß alle Revolutionen mißlungen sind, bei deren Unternehmung keine von den angeführten Ursachen mitwirkte oder die auf Grundsätze gestützt waren, welche die Menge auch nicht einmal zu täuschen oder ihrem Interesse zu schmeicheln geschickt waren. Aber die Sache ist an und für sich schon so klar und deutlich und wer nur im geringsten darüber nachgedacht und den Gang der stattgefundenen Revolutionen beobachtet hat, wird eingestehen, daß sie keiner weitläufigen Erörterung bedarf.

Schon eine jede von den oben angeführten mitwirkenden Ursachen, einzeln genommen, ist im Stande, eine gewaltige Veränderung in der politischen Verfassung eines Staats hervorzubringen, und wenn sie alle vereint auf diesen Zweck hinwirken, dann braucht es nur eines einzigen geringen Funkens, um das unter der Asche glimmende Feuer in helle Flamme zu setzen. Nie würde es Luthern gelungen seyn, seiner Leh-

re so viel Anhänger zu verschaffen, wenn ihn sein Zeitalter und das Betragen der ihm gewogenen und abgeneigten Fürsten nicht begünstig hätten. Durch seine Schriften hatte er sie in Umlauf gebracht, und indem er durch ihren innern Gehalt ersetzte, was seinem Unternehmen an Uneigennützigkeit abgieng, bereitete und bewirkte er zu gleicher Zeit eine seinem Jahrhunderte angemessene politische Revolution, welche um so mehr um sich grif, je weniger man sich der Zwangsmittel zu derselben bediente und die man jetzt noch als die Quelle aller Erschütterungen, welchen Europa ausgesetzt gewesen und noch ist, ansehen kann.

Ueberhaupt alle diejenigen Revolutionen, welche auf eine neue Vorstellungsart gegründet und durch unzeitige Schwäche oder Strenge der bestehenden Regierung befördert werden, sind die allergefährlichsten und ihre Dauer, eben so wenig wie ihre Ausdehnung lassen sich auf keinen Fall vorher berechnen. Wiche man nicht in dem Laufe derselben von den neu aufgestellten Grundsätzen ab,

misdeutete man sie nicht, geriethe man nicht auf Irrwege und kämen die das schönste Gebäude verunstaltenden menschlichen Leidenschaften dabei nicht mit ins Spiel ; so würden sie , wenn sie einmal als wahr , wohlthätig , Heil und Segen verbreitend sind anerkannt worden , unmöglich jene Resultate hervorbringen können , von welchen die Erfahrung uns leider nur zu oft und zu fühlbar schon überzeugt hat. Die in der Theorie richtigen und vortreflichen Principien gleichen Blumen , aus welchen die Biene Honig und die Spinne Gift sauget ; zu beiden liegt in ihnen der Urstof verborgen , aber er äußert sich nicht eher , als bis er mit ihm verwandten Theilen in Verbindung gebracht worden isr.

Die natürliche und nothwendige Ungleichheit in der Vorstellungsweise der Menschen , ihre Schwächen und ihr Eigennutz sind allein schuld daran , wenn nach der Annahme guter und wahrer Grundsätze der Erfolg den Erwartungen nicht entspricht , welche man darüber zu hegen berechtigt war. Da der bey weitem grössere Theil einer Nation ent-

weder aus Mangel an richtiger Kenntniß derselben, oder aus Hang zur Ausschweifung und Gesetzlosigkeit, oder durch die Nothwendigkeit der Bedürfnisse gedrungen, geneigt ist, sie nur dann in Ausübung zu bringen, wenn sie mit seinem Privatinteresse in keinem Widerspruche stehen und sie verdreht, misdeutet und sich nur an den leeren Schall und nicht an ihren Sinn hält, sobald sie ihm Fesseln anlegen, die ihm drückend vorkommen; so entsteht ein Despotismus entweder einzelner Machthaber oder ganzer Körperschaften, der oft noch weit unerträglicher ist, als derjenige war, welchen man durch die Aufstellung derselben abschaffen wollte. Die Freiheit, welche man errungen zu haben glaubte, wird zu einem bloßen Schattenbilde herabgewürdigt; das Wort kennt jedermann und führt es im Munde, aber von der Sache darf niemand Gebrauch machen; Intoleranz und Verfolgungsfucht gegen alle anders denkenden werden zu Bürgertugenden erhoben; es ist Verdienst, diejenigen mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen, welche die

neu aufgestellten Grundsätze nicht annehmen wollen oder sie in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten bemüht sind, und nach dem schrecklichsten Uebergange von einer Regierungsform zur andern, findet es sich am Ende, daß niemand dabey gewonnen und daß die ehemalige Sklaverey nur in neue Formen gegossen worden sey.

So lange die Menge zur Annahme einer philosophischen Freiheit nicht reif und erhabener, auf den Werth und die Bestimmung des Menschen gegründete Principien zu fassen nicht fähig ist, muß jeder Versuch, sie ihr begreiflich und annehmbar zu machen, die nachtheiligsten Folgen hervorbringen. Diese stehen mit der Ausdehnung, welche man ihnen anfänglich zu geben bemüht gewesen war, in dem richtigsten Verhältniß und je größer die aus ihrer Verkennung oder Missdeutung entstandene Ausgelassenheit war, je fühlbarer müssen die Zwangsmittel seyn, die man nun anwenden muß, um sie zu beschränken. Hierbey ist es nicht einmal nöthig, daß die Herrschsucht der Häupter

einer Revolution mit ins Spiel komme; die Natur der Sache bringt diesen Druck ohnedies schon mit sich; aber er wird unaussteiglich und die größte Erschlaffung eines Volks kann ihn nur allein dulden, wenn sie dazu mitwirkt.

Diese Wendung nehmen gewöhnlich alle gewaltsame Staatsveränderungen, welche die Behauptung neuer Grundsätze zum Zweck haben und dem Zeitalter angemessen zu seyn scheinen. Die sie bewirkende Generation wird allemal ein Opfer derselben, sie sät für die zukünftigen Geschlechter und hat nie das Vergnügen, die Früchte davon zu genießen. Diese zeigen sich erst in später Folge, wenn die allgemeine Gährung aufgehört hat, und alle Leidenschaften verstummt sind. Aber oft bleiben sie ganz aus und das mit dem Weizen aufgewachsene Unkraut vernichtet unwiederbringlich die Hoffnung der Erndte.

Wehe also dem Volke, das sich leichtsinnig und ohne die dringendste Nothwendigkeit in eine dasselbe aufreibende Revolution

stürzt; aber auch wehe den Regenten, die aus Halsstarrigkeit, aus Eigennutz und aus einer übelverstandenen Politik sich weigern, mit ihrem Zeitalter gleichen Schritt zu halten, unumschränkte Herren über Leben und Tod ihrer Unterthanen zu seyn wähnen, ihre willkührliche Launen zum Gesetz machen und die Würde der Menschheit despotisch zu Boden drücken. Diese haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn endlich die Geduld des Volkes ermüdet, wenn es sich ermannt, in Wuth geräth und den Entschluß faßt, sich mit seinem Beherrscher unter dem von ihm zusammen gestürzten Gebäude des Staats zu begraben und lieber auf einmal aller seiner Quaalen loszuwerden, als sich von ihm allmählich aufreiben zu lassen.

Wenn der Druck eines Despoten, wie Philipp II. und sein Henker Alba waren, den höchsten Gipfel erreicht hat, dann fragt das Volk nicht mehr, ob es ein Recht sich zu empören habe oder nicht. So lange es kaltblütig zu überlegen fähig ist, wird es freilich jeden Gedanken an dieselbe verab-

scheuen; aber wenn der Despotismus aufs Aeufserste gestiegen und nichts mehr im Stande ist, es demselben zu entziehen, dann schweigen Recht und Billigkeit, das Gesetz der Nothwendigkeit vertritt ihre Stelle und indem es das Volk zu allem zwingt, so berechtigt es auch dasselbe zu allem und überläßt es dem Erfolg, seinem Unternehmen den Stempel der Rechtmäßigkeit oder des Frevels aufzudrücken.

Oft aber bringt auch allzugrofse Nachgiebigkeit und Schwäche einer Regierung die nehmliche Wirkung hervor und verleitet das übermüthige Volk zum Aufruhr. Diese beiden Extreme grenzen so nahe an einander, dafs sie in ihren Resultaten sehr schwer von einander zu unterscheiden sind. Nur ausgebreiteter und schwerer zu heben sind die Folgen, zu welchen der Mangel an Energie und Entschlossenheit eines Regenten Veranlassung giebt. Da, wo der Despot Strenge oft sehr glücklich anwendet, richtet der schwache und wankelmüthige Fürst mit seinen Flehen und Bitten nichts aus; er bestärkt viel-

mehr die aufrührerische Menge in ihren Ausschweifungen und fällt endlich ein warnendes Opfer seiner allzuweit gehenden Nachgiebigkeit.

Eine zur gehörigen Zeit angebrachte und nach richtiger Ueberlegung beschlossene durchgreifende Strenge kann also einer schon ausgebrochenen, aber nicht vom Despotismus erzwungenen Revolution noch Einhalt thun. Ueber die glücklich geschehene Anwendung derselben hat uns die Geschichte unzählliche Beispiele aufbewahret, und ich bin überzeugt, daß auch Ludwig XVI. das nemliche Resultat von ihr erhalten haben würde, wenn er sich dazu hätte entschließen können. Seine Wankelmüthigkeit, seine Gutmüthigkeit, sein auf religiöse Schwärmerey gegründeter Abscheu gegen alles Blutvergießen und seine allzugroße Nachgiebigkeit haben ihn aufs Schaffot gebracht und Frankreich der unsinnigen Wuth und den Verwüstungen blutgieriger, rachsüchtiger und ehrgeiziger demokratischen Despoten Preis gegeben.

Es giebt jedoch auch Fälle, in welchen zeitige Strenge oder Nachgiebigkeit diese Wirkung nicht hervorbringen. Alles kommt bey der Anwendung derselben auf die Umstände und auf die Natur und Ursachen der stattfindenden Revolution an. Liegen diese tiefer, als man vermuthet und stehen sie mit dem Zeitalter und den in Umlauf gekommenen Vorstellungsarten in Verbindung, dann können nur allein die grösste Klugheit und Vorsicht das Volk von einer gewaltsamen Durchbrechung aller Schranken abhalten.

Allein da dergleichen Revolutionen nicht wie Verschwörungen auf einmal und unerwartet ausbrechen und es oft mehrere Jahrzehende braucht, um zu denselben den Grund zu legen und sie vorzubereiten, so erhält der Regent, wenn er anders sein Zeitalter zu beurtheilen versteht, die nöthige Frist, um ihnen vorzubeugen und alles beyseite zu schaffen, was im Fall eines dennoch möglichen Ausbruches derselben zu grossen Erschütterungen Veranlassung geben könnte. Da dieses das einzige, sichere und

unfehlbare Mittel ist, ihnen Schranken zu setzen, so ist es Pflicht für jede Regierung, ihre ganze Aufmerksamkeit darauf zu verwenden. Es ist nicht genug, daß sie die Bedürfnisse des Volks kennt und sie zu befriedigen sucht; auch die eingeschlichenen Misbräuche muß sie bey Zeiten abzuschaffen bemüht seyn und überhaupt ihr ganzes Betragen ihrem Zeitalter und dem Grade der im Staate herrschenden Aufklärung anzupassen suchen.

Hierunter verstehe ich aber keinesweges, daß sich der Regent nach den Launen eines jeden Schriftstellers fügen solle, der seine Schulweisheit vor ihm auskramt und ihm Verhaltensregeln vorzuschreiben sich erkühnt. Auch die unter gewissen Ständen angenommene öffentliche Meynung über das Beste des Staats muß seinem Betragen nicht zum ausschließenden Maassstabe dienen. Aber merken muß er auf beide, die Stimmung aller seiner Unterthanen muß er zu erforschen bemüht seyn, von Fremden sogar sich die über seine Staaten gemachten Bemerkun-

merkungen mittheilen lassen, sein Auge allenthalben hinwenden, sehen wie seine Nachbarn sich betragen und erforschen, was bei ihnen als allgemein wahr und nützlich anerkannt worden ist, und wenn er auf diese Art sich mit dem Geiste seines Zeitalters innig vertraut gemacht, und die Bedürfnisse seiner Länder genau kennen gelernt hat, dann lege er Hand ans Werk, ändere und verbessere vorsichtig und behutsam, was einer Abänderung oder Verbesserung bedarf und treffe alle Maafsregeln, welche die Zeitumstände nothwendig erheischen und auf seine Staaten anwendbar sind. Ein Regent, welcher so denkt und handelt, darf nie eine Revolution in seinen Landen befürchten; er ist der Vater seines Volks. —

Der Satz ist durchaus falsch, vermöge welchem man die Beibehaltung alter wohlthätiger Gesetze zum Nachtheile neuer und dem Zeitalter angemessener zu behaupten sucht. Wäre es ausgemacht, dafs die Menschheit immer auf einem und dem nehmlichen Standpunkte stehen bliebe, dann wür-

de ich der erste seyn, welcher die vor mehreren Jahrhunderten getroffenen und durch eine lange Erfahrung erprobten Anordnungen gegen alle Neuerungen in Schutz nähme. Aber da wir selbst und alles, was uns umgiebt, Veränderungen unterworfen, da kein Jahrhundert dem andern ähnlich ist, und seit der Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerey besonders unsere Verhältnisse mit außerordentlicher Schnelligkeit abwechseln und neue Bedürfnisse neue Befriedigungsmittel erfordern; so sehe ich mich, zur Vorbeugung aller daraus nothwendig entstehender grössrer Uebel, gezwungen, mit Vorsicht und Klugheit getroffene Neuerungen zu vertheidigen und deren Nothwendigkeit gegen alle diejenigen zu behaupten, die in ihnen entweder nur die nahe Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung sehen oder mit unüberlegter Halsstarrigkeit an dem Alten hängen. — Wir weichen ja in der physischen Welt den mancherleien Abwechslungen, welchen sie unterworfen ist, und fügen uns nach denselben und in der morali-

schen nur allein sollten wir es für überflüssig halten, das nehmliche zu thun?

Der Uebergang vom Alten zum Neuen muß jedoch nicht mit Heftigkeit oder plötzlich geschehen; im entgegen gesetzten Falle nur allein wird er gefährlich und von weit aussehenden Folgen. So wie wir uns selbst lächerlich vorkommen und es für unsere Gesundheit nachtheilig seyn würde, wenn wir auf einmal die jetzige leichte Modetracht gegen den schweren Ritteranzug verwechselten; eben so unangenehm und schädlich müssen alle ohne die gehörige Vorbereitung gemachte Veränderungen in unsern politischen und bürgerlichen Verhältnissen werden. Die Schuld davon liegt nicht allezeit in der Neuheit der getroffenen Maafsregeln; diese können oft sehr gut, weise, gerecht, nützlich und den Zeitumstände angemessen seyn; aber die unerwartete Schnelligkeit, mit welcher man sie beschlieset und zur Annahme und Ausführung anempfiehlt, benimmt ihnen diejenige Wirksamkeit, welche man von ihnen zu erwarten berechtigt war; das Volk wird stu-

zig darüber und tappt im Dunkeln, weil es wegen des ihm plötzlich vorgehaltenen hellen Lichts keine Zeit gehabt hatte, sein Auge daran zu gewöhnen.

Die Neuerungen sind also an und für sich selbst nicht so schädlich, als man sie gewöhnlich vorzustellen pflegt. Alles kommt bey der Einführung derselben auf die Stimmung und die Bedürfnisse eines Volks an. Auch auf Zeit und Umstände muß man dabey Rücksicht nehmen und besonders die Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeystreichen lassen, welche uns gewissermaßen von selbst auffordert, einen Schritt näher zur Vollkommenheit, dem höchsten Ziele menschlicher Bestimmung, zu thun.

Hat man aber diesen Zeitpunkt vernachlässigt, den Erwartungen des Volks nicht entsprochen und seine Bedürfnisse nicht zu befriedigen gesucht; dann kann es nur mit der größten Klugheit und der strengsten Gerechtigkeit und Unterwürfigkeit von Seiten der Regierung, gegen die bestehenden alten Gesetze von einer gewaltsamen Abschaffung

derselben und vom Ungehorsam abgehalten werden. So sehr ich auch überzeugt bin, daß selbst die schlechteste Staatsverfassung dem ungewissen Hin- und Herschwanken der Anarchie in einer Revolution und der daraus entstehen könnenden bessern Regierungsform vorzuziehen sey; so kann es doch Fälle geben, in welchen das Volk seine Unbehaglichkeit so sehr zu fühlen anfängt, daß nichts mehr im Stande ist, es von einer selbstbeschlossenen Rettung und Abänderung seiner Verhältnisse abzuhalten.

Diesem Ausbruche zuvor zu kommen und nichts zu unterlassen, was zur allmählich fortschreitenden Beförderung des Glücks und Wohlstandes einer Nation beitragen kann, ist und muß jederzeit der erste und wichtigste Augenmerk eines Regenten seyn. Die Menschheit und sein eigener Vortheil befehlen ihm mit seinem Zeitalter gleichen Schritt zu halten, den Zeitpunkt genau wahr zu nehmen, und nicht unbenutzt vorbeistreichen zu lassen, an welchen er Neuerungen ohne Gefahr einführen dürfe und alles anzuwen-

den, um jedes gegründete Bedürfnis zu befriedigen, jedem Stande die ihm zukommenden Rechte zu erhalten, und nach den Umständen auszudehnen oder zu beschränken, und so die brüderliche Einigkeit und das gesellschaftliche Band, welches ihn mit dem Volke verbindet, immer enger zusammen zu ziehen.

Eine richtige und vorurtheilsfreie Anerkennung der Würde des Menschen, Gesetze die darauf gegründet und allen gerechten Forderungen eines Volks zu entsprechen im Stande sind, dieses sind die einzigen Mittel Heil und Segen zu verbreiten, und jeder Ausgelassenheit, jeder Gesetzlosigkeit vorzubeugen oder ihr Einhalt zu thun. Aber diese aufzufinden, richtig zu bestimmen und ihre Anwendbarkeit auf jeden Staat, auf jedes Volk unwiderleglich darzuthun, dieses ist ein Unternehmen, zu welchem mehr Kenntnisse und eine grössere philosophische Darstellungskunst erfordert werden, als ich mir zu besitzen schmeicheln darf. Indessen will ich dennoch den Versuch dazu wagen und

den Menschen nach seinen verschiedenen Verhältnissen betrachten, um wo möglich die Auflösung dieses höchst wichtigen Problems zu finden.

KAPITEL I.

VOM URSPRUEGLICHEN NATUR- ZUSTANDE DES MENSCHEN.

Wenn man die Erde und alle auf derselben befindliche Wesen und Geschöpfe mit aufmerksamen Blicken betrachtet, so kann man nicht umhin, in dem uns umgebenden Ganzen eine seltene Ordnung und eine unausgesetzte Stufenleiter vom Geringen zum Großen, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen zu bemerken. Zwischen dem Thier und dem Menschen nur allein findet eine Kluft statt, die, man mag jenem noch so große Geisteskräfte und Verstandesfähigkeiten beylegen, die Scheidewand doch bey weitem noch nicht aufheben, welche beyde von einander trennt.

Es lassen sich zwei, aber höchst unsichere Hypothesen aufstellen, um diesen Man-

gel an Zusammenhang einigermaßen zu heben. Ich führe sie beyde hier an, indem ich es jedoch den bessern Einsichten der Leser überlasse, ihren Werth oder ihre Untauglichkeit zu bestimmen. Meine Absicht dabey ist keine andere, als der Hypothese vom ursprünglichen Naturstande des Menschen einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben.

Man kann annehmen, daß die auf unserer Erde bemerkte ununterbrochene Reihenfolge nicht nur auf derselben statt finde, sondern sich auch auf jene planetarischen Körper erstrecke, mit welchen sie in der genauesten Verbindung steht, und daß wir in dem ungeheuren Universum nur ein Glied der Kette ausmachen, durch welche alle Theile des unendlichen Ganzen an einander geschlossen sind. Aus dieser Voraussetzung nun würde folgen, daß der Mensch und alle auf unserm Erdball befindliche Wesen mit ihrem Daseyn und der ihrer Natur angemessenen Wirksamkeit den Zweck der Schöpfung noch nicht erreicht haben, und keines-

weges der Vernichtung unterworfen seyn können. Die Stufenleiter, welche zwischen unserm Planeten und den übrigen statt findet, würde alsdann nicht nur unser Verhältniß zu dem allgemeinen Ganzen bestimmen, sondern uns auch wegen des unter allen auf denselben befindlichen Wesen nothwendigen Zusammenhanges, in eine noch weit engere Verbindung mit ihnen bringen. Dieser Hypothese gemäß müßten wir also auch noch ferner vor unserm jetzigen Daseyn schon auf irgend einem andern Planeten und mit weniger Vollkommenheit begabt, vielleicht auch unter andern Formen existirt haben und nach unserm Tode so lange fortleben, bis wir das höchste Ziel derjenigen Vollkommenheit erreichen, nach welcher wir zu streben bestimmt zu seyn scheinen. Das nehmliche müßte in Ansehung der übrigen Thiere und aller Wesen statt finden, die irgend ein animalisches und vegetabilisches Leben besitzen und der Vervollkommnung fähig sind.

Wenn diese Hypothese auf irgend eine Weise dargethan werden könnte, so würde

der daraus herzuleitende Zusammenhang aller Wesen unter einander und ihre richtige Stufenfolge im höchsten Grade evident seyn. Da aber unsere physischen Kräfte und unser beschränkter Gesichtskreis keinesweges erlauben, über Dinge bestimmte und unbestreitbare Wahrheit zu erforschen, von welchen wir nur höchst unvollkommene Kenntnifs besitzen, so müssen wir uns mit Wahrscheinlichkeit behelfen, über welche es einem jeden freisteht zu glauben, was ihm beliebt.

Ohne mich also weiter auf ihre Erörterung einzulassen, gehe ich sogleich zur Untersuchung der zweiten über. Dieser gemäß betrachte ich unsern Erdball als ein unabhängiges Ganze, das nur in so fern mit den übrigen Planeten zusammenhängt, als der Platz, welcher ihm in der Reihe derselben angewiesen ist, und seine ihm verhältnißmäßige zugetheilte Bewegung es erfordern. Demzufolge sehe ich alle auf demselben befindliche Wesen an, als stünden sie mit denen auf andern Welten existirenden Geschöpfen nicht in der geringsten Verbindung,

und setze voraus, daß sie ihren eigenen Wirkungskreis, ihre eigene Bestimmung haben und ihnen ein Grad der Vollkommenheit vorgesteckt sey, welchen sie vermöge ihrer Natur zu erreichen, aber sich nicht über denselben hinaus zu erheben fähig sind.

Diese Hypothese ist jedoch bey weitem nicht so geschickt, die Kluft auszufüllen, welche zwischen dem Thier und dem Menschen statt findet als die erstere. Dort fand ein ununterbrochenes Fortschreiten zur Vollkommenheit in jeder Gattung statt, alle Gemeinschaft zwischen Geschöpfen verschiedener Art war aufgehoben und ein jedes konnte, vermöge seiner Natur, auf dem ihm zum Fortleben angewiesenen Planeten sich immer mehr entwickeln und neue Kräfte und Fähigkeiten erlangen. Hier aber machen sie alle ein zusammenhängendes Ganze unter einander aus, die Pflanze schließt sich ans Thier, das Thier an den Menschen an, und den einzigen Unterschied, welcher zwischen beiden statt findet, bestimmt die Abwesenheit des animalischen Lebens. Neuere Entde-

ckungen schreiben ihnen dieses zwar auch zu; allein so lange die Erfahrung ihr Daseyn nicht unwiderleglich bewiesen haben wird, kann man darauf noch keine Vernunftschlüsse bauen. Die Scheidewand hingegen, welche das Thier vom Menschen absondert, ist die Fähigkeit des letztern, seine Kräfte immer mehr zu entwickeln, und das Stillstehen des erstern auf derjenigen Stufe der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, welche ihm von der Natur angewiesen ist. Wenn der Biber, die Biene und alle kunstreiche Thiere ein Jahr wie das andere auf die nehmliche Art ihre Häuser bauen, und ihre Zellen einrichten; so treibt hingegen das Genie den der Veränderung unterworfenen Menschen an, sich nur eine kurze Zeit mit der Erfindung zu behelfen, welche ihm anfänglich die Nothwendigkeit eingegeben hatte; er hört nicht auf, stets neue Verbesserungen zu derselben hinzu zu fügen und setzt dieses so lange fort, bis sein Werk einen gewissen nicht mehr zu übertreffenden Grad von Vollkommenheit erreicht hat, und

dann erst geht er wieder die nehmliche Stufenleiter herab, welche er hinangestiegen war.

Wenn man diese nun abwärts bis auf die erste Stufe verfolgt, und den Menschen aller erworbenen Kräfte und Fähigkeiten beraubt, und nur die Anlagen dazu in ihm übrig läßt, so trifft man ihn endlich in einem solchen Zustande an, von welchem der Uebergang zum Thier so unbedeutend ist, daß es schwer hält, sie nicht mit einander zu verwechseln und in ihm dasjenige Wesen wieder zu erkennen, dessen Genie den Elementen Fesseln anzulegen und sich alle Kräfte zu unterwerfen weiß. Auf dieser Stufe schwindet die Kluft, welche ihn vom Thiere trennt, die Glieder der allgemeinen Kette sind durch das richtigste Verhältniß mit einander verbunden und das zum Nachdenken und Erfinden bestimmte Wesen hebt an, wo das vollkommenste aber dessen unfähige aufhört.

Wir sind also, vermöge der Analyse der menschlichen Fähigkeiten, im Stande

einen Zustand des Menschen aufzufinden, von welchem die Geschichte keine Erwähnung thun kann, dessen Annahme wir aber zur Bestimmung seiner angebohrnen Rechte und zur Herstellung der ununterbrochenen Ordnung der erschaffenen Wesen keinesweges entbehren können. Alle neuern in der Südsee gemachten Entdeckungen stellen uns den Menschen schon auf einer gewissen Stufe der Kultur dar; die Bewohner von Otaheiti und Pelew bindet schon ein gesellschaftliches Band, sie besitzen mehrere erfundene Annehmlichkeiten des Lebens, einige höchst unvollkommene Künste sind ihnen bekannt; sie haben einen Begriff von einem höchsten Wesen und legen gewissen Handlungen die Nahmen von Tugenden oder Lastern bey.

Auch die Neufundländer und Bewohner der Feuerinseln sind schon aus dem ersten und ursprünglichen Naturstande des Menschen herausgetreten. Ihr fast gänzlicher Mangel an allen Geistesfähigkeiten, ihre dem Klima, welches sie bewohnen, angemessene Unempfindlichkeit und die viehische Dumm-

heit, welche sie charakterisirt, nähern sie zwar mehr demselben, als jede andere bekannte Menschengattung. Aber da sie von der andern Seite sich durch ihr ganzes Betragen und durch den Gebrauch, welchen sie von ihren physischen Kräften machen, zur Barbarey weit mehr als zur gänzlichen Wildheit hinneigen, und auch schon einige unbedeutende Erfindungen besitzen und in einer gewissen Art von Gesellschaft leben, so kann man sie eben so wenig, wie mehrere Völkerschaften, die wir mit dem unschicklichen Nahmen von Wilden belegen, als auf der ersten Stufe des Naturmenschen befindlich betrachten.

Ob dieser ursprüngliche Naturzustand des Menschen lange gedauert habe, dieses ist eine Frage, auf welche sich keine befriedigende Antwort geben läßt. Da der Mensch zum gesellschaftlichen Leben gebohren ist, so ist es wahrscheinlich, daß er sich nur so lange aller Gemeinschaft mit Seines Gleichen enthalten haben werde, als ihre geringe Anzahl das öftere Zusammentreffen hinderte, und

und Zufall und thierisches Bedürfnis ihn nur allein antrieben, sich andern zu nähern. Die Anzahl der Jahre zu bestimmen, welche er in dieser thierischen Wildheit zugebracht habe, ist eben so schwer, als mit einiger Gewisheit darzuthun, wie und auf was für eine Weise der erste Mensch erzeugt worden sey, und welche Gesetze er befolgt, um dem ihm angebohrnen Begattungstrieb gemäß für die Fortpflanzung und Vermehrung seines Geschlechts zu sorgen.

08. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er hierüber nur allein dem sinnlichen Triebe nachgegeben, welcher in jeder Gattung die verschiedenen Geschlechter einander näher bringt. Zur Befriedigung desselben hatte die Natur dem Weibe, eben so wie jedem andern Thiere, eine gewisse bestimmte Epoche vorgeschrieben, und wenn diese vorüber war, oder ihre Rückkehr unterblieb, mußte nothwendig auch im ersten Naturzustande der Begattungstrieb in ihr aufhören, oder bis nach der Gebährung unterdrückt werden. Wenn wir in unserm gegenwärtigen verfei-

nerten, aber von den Gesetzen der Natur abweichenden Zustände auf diese dem Menschen zur Begattung angewiesenen Epochen keine Rücksicht mehr nehmen; so ist dies bloß eine Folge derjenigen Geilheit, zu welcher uns widernatürliche Nahrungsmittel reizen und unsers erfinderischen Genies, wodurch wir auf Mittel verfallen sind, den Operationen der Natur einen Theil ihrer Wirksamkeit durch Kunst zu ersparen oder zu früher Reife zu bringen. — Der Mensch ist das einzige Thier, welches dieses, so wie viele andere Gesetze der Natur übertreten hat, und wenn alle übrigen nur an gewissen Epochen sich dem Begattungstriebe überlassen, treibt Wollust ihn an, denselben ohne Rücksicht auf den dadurch zu erreichenden Zweck, so oft Gelegenheit und physische Kräfte es ihm erlauben, zu befriedigen.

Dadurch wird freilich das Band, welches beide Geschlechter mit einander vereinigt, immer stärker zusammen gezogen, aber in dem ersten Naturzustande, wo der Mensch ihr

Gesetz aus Instinkt befolgte, fand dieser Vereinigungsgrund gewifs noch nicht statt. Der dem Weibe nur an gewissen Epochen zugestandene Begattungstrieb mußte vielmehr ein Hinderniß der in der Folge entstandenen Vereinigung der Geschlechter seyn; denn da der Mann von der Natur bestimmt zu seyn scheint, sich demselben weit häufiger zu überlassen, so mußte ihn das Bedürfniß der Befriedigung desselben antreiben, durch die Menge zu ersetzen. was ihm Einzelne nicht zu leisten vermochten. Dieser Ursache schreibe ich die in der ersten gesellschaftlichen Verbindung statt gefundene Vielweiberey zu. Dazumal hatten die Menschen die ursprünglichen Gesetze der Natur noch nicht ganz vergessen, die Kunst hatte sie noch nicht gelehrt, sie zum schweigen zu bringen, und sie wußten ihnen nicht anders auszuweichen, als indem sie durch die Menge ersetzten, was sie an der Befriedigung des Begattungstriebes hinderte.

Die aus dieser Vermischung der Geschlechter erzeugten Kinder mußten eben so

wenig vermögend seyn, die Menschen enger mit einander zu verbinden. Die Fähigkeit des Mannes sich dem Begattungstriebe häufiger als das Weib überlassen zu können, macht es unwahrscheinlich, daß in dem ursprünglichen Naturzustande eine stete Vereinigung der Geschlechter statt gefunden habe, wie wir sie an gewissen Thieren bemerken. Das Weib, wenn es empfangen hatte, lebte eben so abgesondert von dem Manne, wie vor dieser Epoche; die Erhaltung des Lebens war seine einzige Sorge und um diesen Zweck zu erreichen, stand ihm jedes Unternehmen frei, und die ganze Schöpfung offen, in sofern die Befriedigung seiner Bedürfnisse andere daran nicht hinderte. Sobald der Augenblick der Gebährung vorüber war, nährte die Mutter ihr Kind, so wie die übrigen Thiere, mit ihrer Milch, trug Sorge für dasselbe, so lange es schwach und unbeholfen war, und verließ es nur dann erst, wenn es sich selbst zu ernähren vermochte. Diese Epoche setze ich in das zweyte oder dritte Jahr des Kindes, erstens weil alsdann

die Mutter einer neuen Empfängniß wieder fähig wurde, und zweytens weil in diesem Zustande die physischen Kräfte des Menschen sich weit früher, als in unserm ausgearteten gesellschaftlichen Verein entwickeln mußten.

— Wir kennen kein einziges Thier, dessen Kinder über das Unvermögen hinaus mit ihren Erzeugern in Verbindung blieben. Sobald die Kleinen Kräfte genug erhalten haben, um selbst für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, so hört alle Gemeinschaft zwischen ihnen und ihren Eltern auf, einige verstossen sie sogar selbst, und das Andenken an sie verlischt so stark in ihnen, daß man einige Zeit nachher nicht die geringste Spur mehr von diesem unter ihnen stattgefundenen Verhältnisse zu entdecken im Stande ist.

Eben so wenig mußte auch der Mensch in dem ursprünglichen Naturstande sich um seine Kinder kümmern, sobald sie sich selbst fortzuhelfen, Kräfte genug besaßen. Was in unsern jetzigen Verhältnissen das Band der Gesellschaft immer fester zusammen zieht, diese innige Liebe, Achtung und

Dankbarkeit, welche zwischen Eltern und Kindern statt finden, waren ihm gänzlich unbekannt; sie waren es aus den oben angeführten Ursachen und weil der Mensch in jenem Zustande keinen Sinn für Gefühle besaß, zu deren Erlangung irgend eine Kultur und Erkenntniß des Guten und Bösen erfordert werden.

In dumpfer Unthätigkeit, ohne Schmerz oder Vergnügen zu empfinden und sich selbst überlassen, hat der Mensch in diesem Zustande keinen andern Zweck, als die leichteste Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse. Uneingeschränkter Herr der Schöpfung, ohne es auch nur zu ahnen, erlauben ihm ihre Schönheiten sie nicht einmal zu bewundern. Er staunt sie an, ohne sich Rechenschaft davon ablegen zu können, und obgleich alles neu und unbegreiflich für ihn ist, so reizt doch nichts seine besondere Aufmerksamkeit. Mit der ihm angebohrnen Trägheit unter einem mit herrlichen Früchten prangendem Baume hingestreckt, giebt er sich kaum die Mühe einige davon zu

pflücken, wenn Hunger ihn quält; er wartet hoffend, daß sie zu ihm herabfallen werden, bis er aufs äußerste gestiegen und nur dann erst giebt er sich die Mühe hinaufzuklettern, und so viel er bedarf davon zu pflücken. Die Zukunft verursacht ihm nicht die geringste Sorge, er hat keinen Begriff von dem Wechsel der Zeit, ihm ist es beständig Heute. Aus dieser Ursache trifft er auch keine Vorkehrungen, um sich vor der eintretenden Kälte oder dem sich nähernden Regenwetter zu schützen. Daß es ihm je an dem nöthigen Unterhalte gebrechen könne, dieses fällt ihm nicht einmal ein, und hierinn steht er noch unter gewissen sorgsamern und vorsichtign Thieren.

Seinen Durst stillt der nahe fließende Bach oder die rieselnde Quelle. Mit der flachen Hand schöpft er das nöthige Wasser und schlürft es hinunter, ohne zu ahnen, daß es auf eine andere Weise genossen werden könne. Vielleicht auf allen Vieren kriechend ist es ihm lästig, sich von einem Orte zum andern zu begeben

und wenn er aufrecht geht, so haben seine Gliedmassen doch noch nicht die Gelenkigkeit erreicht, deren sie fähig sind. Nur dann bewegt er sich, wenn Bedürfnisse ihn dazu antreiben oder der Begattungstrieb in ihm rege wird. Aber bald fällt er wieder in seine vormalige Unthätigkeit zurück, verschläft den grössten Theil seines Daseyns und nähert sich seiner gänzlichen Auflösung, ohne seine Bestimmung errathen und die ihn umgebenden Gegenstände bemerkt, untersucht und kennen gelernt zu haben.

So mußte der Mensch im ersten ursprünglichen Naturzutsande beschaffen, und dieses seine Lebensweise seyn. Wenn man bedenkt, wie viel heute dazu erfordert wird, um das ihm ähnliche Kind zu der unter uns stattfindenden Kultur zu erheben und es mit seiner wahren Bestimmung bekannt zu machen; dann nur ist man im Stande die Zeit zu berechnen, welche verfloßen seyn muß, ehe er den ersten unbedeutenden Schritt zu seiner Ausbildung gethan hat. Dieser so wie die ihm nachfolgenden waren und muß-

ten die allerschwersten seyn. Hatte er aber erst einige obgleich nur geringe Kenntnisse erreicht, dann konnte er leicht damit wuchern und sich zu dem Erstaunen gebiethenden Wesen erheben, das wir bewundern, lieben und verabscheuen müssen. Jahrhunderte vergiengen, ehe es ihm gelang, sich nur auf irgend eine erhabenere Stufe der Kultur empor zu heben; ganze Generationen giengen unter, bis er auf den Gedanken verfiel oder die Nothwendigkeit einsah, einen gesellschaftlichen Verein zu knüpfen und bis er demselben einen gewissen Grad von Vollkommenheit zu geben verstand, stiegen hunderte von Geschlechtern ins Grab. — Nach diesen Epochen zu urtheilen, verliert sich das Alter der Welt ins Unendliche. —

KAPITEL II.

VON DEN URSPRUEGLICHEN RECHTEN DES MENSCHEN.

In dem vorhergehenden Kapitel bin ich bemüht gewesen, die Möglichkeit eines ersten ursprünglichen Naturzustandes des Menschen darzuthun; ich habe es versucht, die Wahrscheinlichkeit seiner Existenz aus der in der Natur stattfindenden Ordnung zu beweisen. Es bleibt mir also in diesem Abschnitte die Nothwendigkeit der Voraussetzung desselben zur Bestimmung seiner ihm angebohrnen Rechte auf Vernunftgründe zu stützen, das Daseyn dieser letztern zu untersuchen, und wenn es mir gelingt sie aufzufinden, sie auf ihren wahren Gehalt zurück zu führen übrig.

Die ursprünglichen Rechte des Menschen können keine andern als diejenigen seyn, welche er von der Natur empfieng, als sie

ihn ins Daseyn rief und zum einzigen Herrn und Gebieter der Schöpfung machte. Ohne alles Zuthun, ohne sie erworben zu haben, ja selbst ohne andere Ansprüche darauf zu besitzen, als welche ihm seine Erhaltung auf dieselben giebt, sind sie ein unverdientes Geschenk und so innig mit seinem Wesen verbunden, daß er aufhört zu seyn, was er ist, wenn man ihm dasselbe entzieht.

Dieses ist der Ursprung, dieses die Beschaffenheit derjenigen Rechte, welche der Mensch im ersten Naturstande besessen haben muß. Da sie von allen übrigen erworbenen oder von der Vernunft aufgestellten und gebilligten Rechten unendlich verschieden sind, so ist die Annahme eines ersten Naturstandes, man mag dawieder einwenden, was man will, zur Auffindung und Bestimmung derselben unumgänglich nothwendig. In demselben müssen wir den thierischen Naturmenschen beobachten, auf jede seiner Handlungen merken und zu entdecken suchen, wie er sich benimmt, wenn er wegen

der Befriedigung seiner Bedürfnisse mit andern in Kollision geräth.

Da er ohne darum befragt worden zu seyn, ins Leben gesetzt worden ist, so mußte ihm die Natur, als sie ihn ins Daseyn rief, zu gleicher Zeit auch ein Recht auf alles geben, was seine animalische Existenz zu erhalten vermögend wäre. Ohne diese Voraussetzung würde die schaffende Kraft entweder ohnmächtig erscheinen oder der Mensch zu denjenigen Spielwerken der Natur gehören, die einen Augenblick da sind, und bald wieder vergehen. Man kann daher als erstes ursprüngliches Recht des Menschen dasjenige annehmen, vermöge welchem er verbunden ist, für die Fortdauer seiner unverdient erhaltenen Existenz zu sorgen. Der Grund so wie der Beweis zu demselben liegen in seinem Daseyn selbst; er hat ein Recht zu leben, weil er lebt.

Dieses ist die Quelle aller natürlichen und gesellschaftlichen Rechte und sie müssen alle, wenn sie der Natur des Menschen und seiner Bestimmung angemessen seyn sollen,

aus derselben hergeleitet werden können, und ihr Zweck muß jederzeit die Erhaltung des Lebens seyn. Modifizirt und den Umständen angepaßt kann dieses Recht allerdings werden, allein entziehen darf es niemand dem Menschen, durchaus keine Macht auf Erden, weil von dem Augenblicke an, wo es vernichtet wird, er zugleich aufhört zu seyn, und der Bestimmung zu folgen, zu welcher er ins Daseyn gerufen worden war.

In dem ursprünglichen Naturstande, wo der Mensch nur seine thierischen Bedürfnisse zu befriedigen hat, und außer denselben keine Wünsche kennt, übt er dieses Recht in seiner ersten und eigenthümlichen Reinheit aus. Wenn er hungert, pflückt er die Früchte des nächsten Baumes, wenn er durstet, schöpft er Wasser in dem vorbeystreichenden Bache. Da er nur diese beyden Mittel zur Erhaltung seines Daseyns kennt, und da sie im Grunde auch hinreichend sind, seine Dauer fortzusetzen, so ist er nicht im geringsten um dasjenige bekümmert, was sein Leben angenehmer machen könnte.

Selbst an die Sicherstellung derselben denkt er nicht, denn da er wenig bedarf, und die Natur den ganzen Reichthum ihrer Schätze vor ihn hingelegt hat, so fällt es ihm nicht ein, daß er je Mangel daran leiden könne.

Daraus und aus dem Rechte, welches er zu leben hat, folgt ganz natürlich, daß ihm alles zu thun frey stehen müsse, was ohne Eingriffe in dieses seinen Mitmenschen gleichfalls zukommende Recht zu thun, zur Ausübung und Aufrechthaltung des seinigen nothwendig erfordert wird. Die Freiheit wäre demnach das zweyte ursprüngliche Recht des Menschen, oder vielmehr, wie ich sehr stark der Meinung bin, nichts weiter als eine Modifikation des Rechts zu leben. Da dieses der Ursprung aller möglichen Rechte ist und alles in sich faßt, was ein Mensch von dem andern zu fordern befugt ist, die Lagen und Verhältnisse mögen seyn, welche sie wollen, so sehe ich nicht ein, warum man ohne Noth seine Unterabtheilungen oder die aus demselben hergeleiteten Rechte, mit ihm in eine Klasse setzen soll. Wenn der

Mensch von der Natur zu leben bestimmt ist, so muß es ihm ganz natürlich auch freystehen, alles zu thun, was sein Leben erhalten kann. Die Freyheit liegt also schon darinn und man kann sie ihm nicht rauben, ohne zu gleicher Zeit sein Recht zu leben einzuschränken oder zu vernichten.

Die Natur, indem sie die Erde mit Früchten aller Art versorgte, that es keinesweges, um sie blos damit zu schmücken, sie bestimmte sie zum Genuß und als Nahrungsmittel für den Menschen. Demzufolge muß es ihm also frey stehen, sich davon so viel zu zueignen, als er zu seiner Selbsterhaltung bedarf, und indem er dieses thut, übt er ein Recht aus, welches ihm die Erhaltung seines Lebens auferlegt hat. Zur Ausübung desselben ist die ungehinderte Anwendung seiner physishen und moralischen Kräfte durchaus erforderlich, beyde setzen ihn in den Stand, sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, und ihn daran zu hindern, ist eben so viel, als ihm sein ursprüngliches Recht, sein Leben rauben.

So wie also der Mensch fordern darf, daß ihm niemand diese seine auf das Recht zu leben gegründete Freyheit raube, so darf er auch wieder andere nicht in der Ausübung derselben stöhren. Diese sind in dem Besitze des nemlichen Rechtes, und eben so wie er von der Natur bestimmt zu leben, und alle Mittel zur Erreichung dieses Zwecks anzuwenden. Entsteht aber, sey es nun aus Mangel an denen zum Unterhalte nöthigen Früchten oder aus Eigensinn, ein Streit zwischen zwey Menschen, so entscheidet die Stärke, welchem von beyden der alleinige Besitz derselben zugehören soll.

Da der Mensch in dem ursprünglichen Naturstande zu überlegen unfähig ist und Gegenwart und Zukunft, so wie Recht und Unrecht, unbekannte Begriffe für ihn sind, so ist es ganz natürlich, daß er, in einer vorkommenden Kollision, kein ander Mittel zur Beseitigung derselben anzuwenden versteht, als seinen nervigten Arm. Daraus ist das Recht des Stärkern entstanden, ein Recht das nur auf den ersten Naturzustand anwend-

anwendbar ist, aber wegfallen und aufhören muß, sobald der Mensch den vorgefallenen Streit auf eine andere Weise zu schlichten im Stande ist. Auch die Gewissheit des Verlustes seines ursprünglichen Rechts darf ihn nur allein zur Anwendung desselben vermögen, ja es ist sogar Pflicht für ihn, zur Erhaltung seines eigenen Lebens, das Leben eines andern nicht zu schonen, wenn er, wie gesagt, durch das Gegentheil in Gefahr geräth, es zu verlieren. Es folgt also hieraus unbestreitbar, daß dieses Recht auf den gesellschaftlichen Zustand, wo jedes Eigenthum festgesetzt oder bestimmt ist, und wo ein jeder leicht Mittel finden kann, für seine Selbsterhaltung auf die eine oder die andere Art zu sorgen, nur im Fall einer abgedrungenen Nothwehr und zwar in keinem andern, angewandt werden dürfe.

Da das Recht des Stärkern eine Ungleichheit der physischen Kräfte, in Rücksicht auf einzelne oder auf mehrere Menschen voraussetzt, so kann die Gleichheit unmöglich neben jenem bestehen oder mit ihm

in eine Klasse gesetzt werden ; sie läuft im Gegentheil dem erstern so schnurstracks entgegen, und widerspricht so auffallend aller Erfahrung, daß es schwer hält zu begreifen, wie einige Metaphysiker haben auf den Einfall gerathen können, sie dem Rechte der Freyheit zur Seite zu setzen, und unter die ursprünglichen Rechte des Menschen aufzunehmen.

In dem ersten Naturzustande erkennt der Mensch kein ander Gesetz, als seinen Willen und dieser steht mit der Befriedigung seiner Bedürfnisse und dem Rechte der Erhaltung seines Lebens allezeit in dem richtigsten Verhältnisse. Da er in gar keiner Verbindung mit seinen Mitmenschen lebt, so hat er keine Gelegenheit, wenn er auch fähig wäre, dieses zu beurtheilen, eine Vergleichung zwischen sich und andern anzustellen. Dieses mußte er aber nothwendig thun können, wenn er daraus den Schluß ziehen sollte, daß sie nichts vor ihm und er nichts vor ihnen zum voraus habe. Statt dessen fühlt er hingegen täglich die

Ueberlegenheit der Kräfte seiner Mitmenschen, sobald er mit ihnen in Streit geräth oder macht ihnen die seinige fühlbar. Auch die Natur zeigt ihm alle Augenblicke Beispiele von größern oder mindern Fähigkeiten und Kräften und in allem, was er erblickt und zu beurtheilen im Stande ist, entdeckt er so deutlich das Gepräge der Ungleichheit, daß es ihm nicht einmal einfallen würde, ihre Existenz zu bezweifeln, wenn er auch diesen Begriff auffinden oder fassen könnte.

Diese Verschiedenheit der physischen Kräfte, welche nothwendig schon in dem ursprünglichen Naturzustande des Menschen statt finden mußte, läßt es also keinesweges zu, die Gleichheit unter die Rechte überhaupt und noch weniger unter die unveräußerlichen Rechte des Menschen aufzunehmen. Daß die Menschen alle gleich geboren werden, gleiche animalische Bedürfnisse fühlen und der Form und Gestalt nach einander gleich sind, ist nicht hinreichend, um diesen metaphysischen Begriff, der so wie die Zeit, der Raum und die Leere nichts

anders als die Bestimmung gewisser Verhältnisse andeutet, zur Ehre eines Rechts des Menschen zu erheben. Aber als Attribut der Rechte des Menschen kann man die Gleichheit wohl gelten lassen, und alsdann ist sie von ihnen unzertrennlich. Da alle Menschen zum Leben gebohren sind, so haben sie alle ein gleiches Recht darauf, mithin gleiche Freiheit des Gebrauchs der zur Erhaltung desselben nothwendigen Nahrungsmittel, mithin auch gleiche Befugniss sich allem zu widersetzen, was bemüht ist, ihnen dieselben und durch sie das Daseyn zu entreissen.

Diese Gleichheit erleidet schon in dem ursprünglichen Naturstande des Menschen alle Einschränkungen, wenn sie nur die Ausübung seiner Rechte nicht aufhebet oder stöhret. Sie hängt in demselben von dem Drange und der Nothwendigkeit der schnellern oder spätern Befriedigung der physischen Bedürfnisse ab, und kann daher mit so größerm Rechte in den gesellschaftlichen Zustand übergetragen werden. So lange der

Mensch in dem Besitze zu seiner Erhaltung hinreichender Lebensmittel ist, so gereicht die Abwesenheit der Gleichheit ihm keinesweges zum Nachtheil, sie wird nur dann schädlich, wenn sie eine Klasse vor der andern dem Verluste des ursprünglichen Rechtes aussetzt. Alle andere Anwendung derselben ist unnöthig, oft schädlich und unausführbar; von der Gesellschaft hängt es jedoch ab, ihre ausgedehntere oder eingeschränktere Annahme zu bestimmen und festzusetzen.

Das Recht zu leben ist also das einzige, welches der Mensch im ersten ursprünglichen Naturzustande besitzt und die Freyheit, ein aus demselben fließendes zweytes Recht, das ohne jenes nicht bestehen kann und null ist. Unveräußerlich ist nur das erste und zwar aus dem Grunde, weil mit der Verzichtleistung auf dasselbe der Mensch zu gleicher Zeit auch auf sein Daseyn alle Ansprüche aufgibt, und weil durch die Vernichtung desselben nur allein diese Entsagung statt finden kann. Unter keinen Umständen

und um keinen Preis ist es ihm erlaubt, dasselbe zu veräußern; der Fall der abgedrungenen Nothwehr oder wenn das Recht des Stärkern entscheiden soll, ist der einzige, in welchem er zu seiner Selbstvertheidigung sich der Gefahr aussetzen darf, dieses Recht, oder welches einerley ist, sein Leben zu verlieren.

Es lassen sich aber weit eher Fälle denken, in welchen der Naturmensch seine Freyheit veräußern oder in ihre Beschränkung einwilligen darf. So lange er nur in so fern seiner physischen und moralischen Kräfte Herr bleibt, als zur Erlangung derjenigen Mittel nöthig ist, welche sein ursprüngliches Recht vor jeder gewaltsamen Vernichtung zu sichern fähig sind, darf und kann er alle ihm übrig bleibende Fähigkeiten für andere verwenden. Es kann sogar Lagen geben, in welchen er ganz darauf entsagen darf, wenn nur diejenigen, zu deren Vorthail er es thut, sich anheischig machen, ihm alles zu gewehren, was zur Erhaltung des erstern erforderlich ist. Dieses ist und bleibt die erste Be-

dingung in allen Lagen, in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens, und darauf muß vorzüglich gesehen werden, wenn vom Rechte die Rede ist. So lange dem Menschen nicht alle Mittel zur Erhaltung des Lebens entzogen werden, so darf er wohl sich über die Schwierigkeiten, welche man ihm deswegen in den Weg legt, beklagen, aber befugt ist er keinesweges zu fordern, daß man ihm die Erreichung derselben nach Willkühr erleichtere. Er besitzt das Recht zu leben, und so lange er lebt, übt er es aus, mithin kann man alles, was er über die mögliche Entziehung desselben vorbringt, als ungegründet ansehen. Die Furcht vor der Zukunft kann vermöge beständigen Wechsels der Dinge eben so leicht wieder vernichtet werden, als sie entstanden war.

So erbärmlich steht es also um die hochgepriesenen ursprünglichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Wahrlich wenn uns die Vernunft und unser eigener Vortheil keine andern anwiesen und wir uns bloß mit ihnen begnügen müßten, so hätten

wir auf keine Weise Ursache stolz darauf zu seyn. Das erste und vorzüglichste Geschenk der Natur, das Leben, welches zu gleicher Zeit auch unser erstes Recht ist, wie wenige sind zufrieden damit, und wie viele würden es zurück geben, wenn sie nicht Feigheit oder andere Ursachen davon abhielten. Der Arme, der zum Dulden geboren zu seyn scheint, würde er es wohl unter dieser Bedingung angenommen haben, wenn man ihn zuvor darum hätte befragen können? — Das Menschenelend ist in der That so groß, daß man wirklich von der Menge nicht verlangen kann, daß ihr ein Geschenk Freude mache, welches wegen der damit verbundenen Drangsalen, eine oft unerträgliche Last für sie ist.

Die Anzahl derjenigen, für welche diese Gabe eine der schönsten ist, die dem Menschen zu Theil werden konnte, ist so klein, daß man sie kaum in Anschlag bringen kann. Noch geringer aber ist jene, welche den gehörigen Gebrauch davon zu machen und die Obliegenheiten zu erfüllen versteht, die ihr

mit dem Empfang derselben zugleich auferlegt wurden. Da die Natur die Art und Weise der Anwendung und Ausübung des ursprünglichen Rechtes fest zu setzen unterlassen, und das Wie? und Wenn? derselben nicht genau bestimmt hat, so begnügen sich auch die meisten Menschen blos damit, es aufrecht zu erhalten, ohne sich angelegen seyn zu lassen, die mit demselben unzertrennlichen Bedingungen zu erfüllen. Gleich dem Naturmenschen, der zufrieden ist, wenn er nur seine Bedürfnisse stillen kann, es sey mit dieser oder jener Frucht, auf diese oder jene Art, so sind auch sie nur um die Erhaltung des animalischen Lebens besorgt, und der moralischen Vervollkommnung achten sie wenig oder gar nicht.

KAPITEL III.

VON DEM ERSTEN GESELLSCHAFT- LICHEN ZUSTANDE DES MENSCHEN.

Als die Menschen anfiengen, sich zu vermehren und ihre Anzahl täglich zunahm, so zwang sie endlich ein eingetretener Mangel an den nöthigen Befriedigungsmitteln der ersten Bedürfnisse, ihre Kräfte zur Erhaltung desjenigen Rechtes zu vereinigen, ohne dessen Ausübung ihr Daseyn nothwendig aufhören mußte. Wahrscheinlich geschah diese Vereinigung nicht ohne vorhergegangenen Krieg und Streit und nicht ohne die allgemein anerkannte Ueberlegenheit der physischen Kräfte eines Einzigen oder mehrerer, die allen furchtbar waren.

Ich nehme hier an, daß die Menschen wegen ihrer natürlichen Trägheit sich mit

denjenigen Früchten begnüget haben, die ihnen der Strich Landes anbot, auf welchen sie die Natur oder der Zufall gesetzt hatte. So lange ihre Anzahl gering war, mangelte es ihnen nicht nur nicht an den nöthigen Lebensmitteln, sondern die Gelegenheit äusser- te sich auch sehr selten, mit ihren Nach- barn zusammen zu treffen, oder mit ihnen über die erste Besitznahme derselben in Streit zu gerathen. Bald aber hörte dieses auf, ihre Menge nahm täglich zu, häufiger als sonst begegneten sie einander, die vorhan- denen Früchte reichten kaum zur nothwen- digsten Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu, und da sie sich nicht einbilden konnten, daß es in andern Gegenden einen größern Ueber- fluß daran gebe oder zu faul waren, um dort ihren Wohnort aufzuschlagen, so kam es oft darüber unter ihnen zum Streite, in welchem der Stärkere allemal die Oberhand behielt. Dieses ward die erste Veranlassung zu irgend einem gesellschaftlichen Verein und er kam auch wirklich zu Stande, als ei- ner unter ihnen, durch grofse Ueberlegen-

heit der physischen Kräfte, einzelne Menschen oft in den Fall vor Hunger umzukommen setzte.

Da ihr gänzlicher Mangel an Bildung ihnen nicht erlaubte, der überlegenen Stärke List entgegen zu setzen, so mußten sie zur Sicherstellung der Bedürfnisse ihres Lebens auf andere Mittel bedacht seyn, ihr das Gegengewicht zu halten. Ihre Menge und das daraus nothwendig entstandene öftere Zusammentreffen erleichterten ihnen dieses um so mehr, je größer die Anzahl derjenigen war, welche sich in dem Fall befunden hatten, der Ueberlegenheit an physischen Kräften eines Einzigen weichen zu müssen. Die in einem gewissen engern Bezirke sich aufhaltenden Menschen kamen also darinn mit einander überein, ihre Kräfte zu vereinigen, und sie Demjenigen entgegen zu stellen, welcher sie bis hieher mishandelt und ihnen die zu ihrem Unterhalte nothwendigen und innerhalb den Grenzen ihres Wohnorts befindlichen Früchte geraubt hatte. In dieser Vereinigung liegt der erste Ursprung des

Eigenthumsrechtes, und ist als eine nothwendige Folge des ersten ursprünglichen Rechtes des Menschen anzusehen. Auch das Recht des Widerstandes gegen Unterdrückung fließt aus demselben, oder ist vielmehr nur eine Modifikation der abgedrungenen Nothwehr, die gerecht und erlaubt ist, sobald der Mensch in Gefahr geräth, sein Leben zu verlieren.

Aber als dieser einzelne starke und allen furchtbare Mann gewahr worden war, daß er gegen die vereinten Kräfte mehrerer nichts auszurichten im Stande sey, und der Begierde sie zu berauben oder zu mishandeln, dennoch nicht widerstehen konnte, so unterwarf er sich oder beredete andere, ihn in seine Streifereyen zu begleiten, zu unterstützen und Theil an den Vortheilen zu nehmen, welche daraus für sie alle entspringen würden. Wenn also die Gegenparthey durch eine freye und ungezwungene Vereinigung ihrer Kräfte sich der republikanischen Verfassung gewissermaßen näherte, so entstand hier eine Art Monarchie und der erste Kö-

nig war ein glücklicher Soldat. Dafs ich weit davon entfernt bin, diese beyden Verfassungen, so wie wir sie zu betrachten gewohnt sind, in diesem Zustande als möglich oder auch nur als wahrscheinlich darzustellen, glaube ich nicht nöthig zu haben, den Leser zu erinnern. Es ist mir nur um gröfsere Deutlichkeit zu thun, und diese mufs meine Darstellung erhalten, je weniger ich mich von den allgemein bekannten Begriffen entferne.

Zwey Partheyen hatte also die Nothwendigkeit zuerst gebildet, eine angreifende und eine sich vertheidigende, zwey mufsten entstehen, weil sonst zur Vereinigung der Kräfte kein Grund vorhanden gewesen wäre. Es ist wahrscheinlich, dafs beyde einander nicht lange gegen über gestanden haben werden. Am Ende mufste eine unterliegen, sich dem Sieger unterwerfen und thun, was er über sie zu verhängen für gut befand. Aber da der Mensch nun einmal aus seiner Trägheit war aufgestöhrt worden, da er die Möglichkeit durch Vereinigung mehrerer Kräfte

sein ursprüngliches Recht zu sichern, einsehen gelernt und mithin den ersten Schritt zur Kultur gethan hatte, so konnte nun auch eine Parthey, um sich den Angriffen und Verfolgungen der andern zu entziehen, ihren ehemaligen Wohnort verlassen, und sich in unbewohnte, an Früchten reiche und von ihren Gegnern entfernte Gegenden begeben haben. Dieses ist nicht nur wahrscheinlich, sondern ihre überhandgenommene Menge, und das Beyspiel einiger wilden Völkerschaften geben dieser Voraussetzung sogar einen hohen Grad von Gewissheit. Doch dem sey, wie ihn wolle, beyde Partheyen mögen sich vereinigt, sich getrennt oder sich eine die andere unterworfen haben; ausgemacht ist es, daß die Menschen um diese Zeit schon angefangen hatten, in einer gewissen nähern Verbindung unter einander und zusammen zu leben.

Ihr Betragen in diesem Zustande muß unsere ganze Aufmerksamkeit erregen, denn von diesem hängt die Bestimmung aller natürlichen und gesellschaftlichen Rechte ab.

Da der Mensch in demselben noch keinesweges ausgeartet war und keine erkünstelte Bedürfnisse kannte, so dürfen wir erwarten, daß er in allen Stücken dem Gesetze der Natur gefolgt seyn und nichts festgesetzt haben werde, was ihm zuwider gewesen seyn könne.

Eine Hauptabsicht hatte der Mensch, als er mit andern in Verbindung trat und diese war die Erhaltung und Beschützung seines ursprünglichen und unveräußerlichen Rechtes, die Mittel dazu verschafte ihm die Vereinigung mehrerer Kräfte zu diesem Zwecke. So lange die nöthigen Lebensmittel in dem von ihm in Besitz genommenen Bezirke im Ueberfluß vorhanden waren, so fand die uneingeschränkste Gemeinschaft der Güter unter den Menschen statt. Als aber ihre Anzahl von neuem zugenommen hatte, die Früchte zu ihrem Unterhalte nicht mehr hinreichten, und wegen ihrer Erlangung nun auch unter ihnen Zwistigkeiten entstanden waren, da kamen wahrscheinlich die Aeltesten dieses kleinen Haufens auf den Einfall, ihnen

ihnen gewisse allgemeine Verhaltensregeln in Ansehung des Genusses der von der Natur erzeugten oder durch Fleiß gewonnenen Früchte vorzuschreiben. Diese Vorschriften mußten alle der Hauptabsicht ihrer Vereinigung angemessen seyn, denn um das Leben sicher zu stellen und nicht um es Preis zu geben, hatten die Menschen die erste Gesellschaft geschlossen.

Da es uns gleichgiltig seyn kann, zu wissen, worinn diese Verhaltensregeln bestanden haben mögen, sobald es nicht wahrscheinlich ist, daß sie dem ersten Rechte des Menschen zuwider gewesen sind, so lohnt es sich nicht der Mühe, sie aufzufinden. Ich begnüge mich bloß damit, auf die Ursachen, welche sie muthmaslich veranlaßt haben, aufmerksam zu machen, und fahre fort, den Menschen in seiner nun immer mehr zunehmenden Ausbildung und der Vervollkommnung des gesellschaftlichen Vertrages zu verfolgen.

Wenn die Aeltesten einer oder mehrerer Familien den Menschen die ersten Gesetze

oder Verhaltungsregeln vorschrieben, und wenn diese ihnen gehorchten und sie befolgten, so standen sie ihnen zu gleicher Zeit eine gewisse patriarchalische Würde zu, die ihnen das Recht gab, die Widerspänstigen zu bändigen, die vorgefallenen Streitigkeiten zu schlichten, und überhaupt Ruhe, Ordnung und Eintracht in der ganzen Völkerschaft herrschend zu erhalten. Ohne diese Voraussetzung würden die gegebenen Gesetze ohne alle Wirksamkeit geblieben seyn. Man könnte wohl freylich annehmen, daß ihre Zweckmäßigkeit und der aus ihrer Befolgung zu erwartende Vorthail jeden auch ohne alle Zwangsmittel angetrieben haben werde, sich ihnen zu unterwerfen. Aber da es keine allgemein gute und für alle gleich vortheilhafte Gesetze geben kann, und die Leidenschaften den Menschen allezeit zur Abwerfung der ihm heilsamen Fesseln antreiben, so mußte nothwendig jemand da seyn, der für ihre Aufrechthaltung und Befolgung wachte; niemand konnte aber ein größeres Interesse dazu haben, als

der, oder diejenigen, welche sie entworfen und andern zur Annahme vorgeschlagen hatten.

Enger waren nun freylich die Glieder der Gesellschaft mit einander verbunden; sie gehorchten gleichen Gesetzen, genossen gleiche Vorthelle, und indem sie einen Theil ihrer ersten wilden Freyheit dem allgemeinen Besten aufopferten, erhielten sie den bessern derselben, und was mehr Werth als alles für sie haben mußte, ihr Leben. Aber lange konnte dieser der Natur angemessene Zustand nicht dauern; die Zeit, die alles vernichtet, verändert und abnutzt, mußte auch ihnen ihre Allgewalt fühlbar machen, und immer schlaffer und schlaffer mußten die Bande werden, welche sie zu einem Körper vereinigten. In der ganzen Kraft seiner physischen Stärke und mit allen möglichen Anlagen ausgerüstet, konnte der Mensch nicht mehr unthätig stehen bleiben, als er einmal die Bahn seiner Vervollkommnung betreten hatte. Aber unbekannt mit dem, was Recht oder Unrecht, Gut oder Böse ist,

überließ er sich den Eingebungen seiner feurigen Einbildungskraft, seine Leidenschaften rissen ihn ungestüm mit sich fort, und unfähig den Werth seiner Handlungen nach den Gesetzen der Natur zu beurtheilen, waren die ihm vorgeschriebenen Verhaltensregeln unzureichend, wenn er sich nicht ganz über dieselben hinwegsetzte.

Beydes geschah und beydes mußte geschehen, sobald seine Bedürfnisse zugenommen hatten und der Wunsch sie zu befriedigen, ihn immer zu neuer Thätigkeit spornte. Das Ansehen der Gesetze und seiner Vorgesetzten achtete der Mensch nun nicht mehr, er trat in seinen ersten ursprünglichen Naturzustand zurück, schüttelte alle Fesseln von sich ab, welche ihm die Gesellschaft aufgelegt hatte, und erlaubte sich alles, wozu ihn seine Leidenschaften reizten, seine Bedürfnisse antrieben. Hinlängliche Zwangsmittel, um ihn in den gehörigen Schranken zu halten gab es nicht, diese setzen allemal eine ausgedehntere Verzichtleistung auf die natürliche Freyheit voraus, und dazu hatten

sich die Menschen in dem ersten gesellschaftlichen Verein gewifs nicht verstanden. Als daher ein wohlgegründetes und richtig berechnetes Interesse nicht mehr im Stande war, die Menge von Ausschweifungen abzuhalten, so entstanden Unruhen und Unordnungen, welche der Gesellschaft die gänzliche Auflösung drohten.

Diesem vorzubeugen, den Leidenschaften einen Zaum anzulegen, und den Gesetzen das ehemalige Ansehen wieder zu verschaffen, war und mußte nun die erste und vorzüglichste Sorge der Vorsteher des Volks seyn. Da es dem Menschen nicht um die Erreichung gewisser besonderer Vortheile zu thun war, da er nicht Befriedigung seines Ehrgeitzes suchte, da er nach gänzlicher Ausgelassenheit strebte, so würde eine Abänderung der Verhaltensregeln oder eine ganz neue Form des gesellschaftlichen Vereins, ihm schwerlich begnüget haben. Dieses sahen die Aeltesten des Volks ein, und waren daher blos bemüht, den schon vorhandenen Gesetzen eine gröfsere Autorität

zu verschaffen, sie durch neue, wirksamere zu vermehren und allen insgesamt einen Ursprung zu leihen, welchen der Mensch so sehr verehren müßte, daß es ihm nie einfallen könne, ihr Ansehen zu verachten. So schwer die Auflösung dieses Problems dem ersten Anscheine nach war, so sehr erleichterte ihnen, bey der geringsten Aufmerksamkeit auf die Naturereignisse, die nomadische Lebensart der Menschen dieselbe.

Bewohner eines sanften und reizenden Klimas, umgeben von den Reichthümern der Natur und allen neuen und mächtigen Eindrücken offen, hatten sie bis hieher in stiller Eintracht die Früchte des Feldes und ihres Fleißes genossen, und dem Landbau oder der Viehzucht ihre größte Aufmerksamkeit geschenkt. Bey diesen Beschäftigungen, welche sie oft bewogen, die schönen Sommernächte im Freyen und schlaflos zu zubringen, war es nicht möglich, daß sie nicht dann und wann ihre Augen auf den gestirnten Himmel hefteten, und die an demselben brennenden Lichter beobachteten. An-

fänglich thaten sie dieses, ohne sich eben so wenig dabey zu denken, als sie bey Erblickung der Sonne und des Mondes, bey der Abwechselung des Tages und der Nacht, des Winters und des Sommers gethan hatten. Als sie aber die erste Idee von der Bewegung der himmlischen Körper empfangen hatten, dann fiengen sie an, dieselben genauer zu beobachten, und nun wurden sie gewahr, daß sie in einem gewissen Zeitraume eine bestimmte Bahn durchliefen, und allezeit auf den nehmlichen Punkt wieder zurückkehrten, von welchem sie ausgegangen waren. Diese Beobachtungen verschafften ihnen des Nachts, wenn sie ihre Heerden hüteten, die nöthige Unterhaltung und damit sie die Körper, deren Umlauf sie erkannt hatten, andern bemerklich machen konnten, so gaben sie ihnen Nahmen von Thieren, mit welchen sie die größte Aehnlichkeit zu haben schienen.

Als sie es schon so weit in der Erkenntniß des Himmels gebracht hatten, mußten sie nothwendig auch auf den Gedanken ge-

rathen, und eine allgemeine Ursache davon annehmen. Wahrscheinlich bildeten sie sich ein, daß es aufser ihnen eins oder mehrere Wesen gebe, welche die ganze Maschine in Bewegung setzen, und die Abwechslungen der Jahreszeiten hervorbringen. Mit dieser oder irgend einer andern, aber ihr allezeit ähnlichen Erklärung zufrieden, fuhren sie fort ihren Geschäften nachzugehen, den Himmel zu ihrer eigenen Unterhaltung zu beobachten, und bekümmerten sich wenig um die Natur und Beschaffenheit der aufser ihnen befindlichen höhern Wesen.

Auf einmal aber änderte sich die Szene; ein schwarzer Schleier bedeckte den Himmel, die Sonne ward verfinstert und die ganze Natur hüllte sich ins Dunkel der Nacht und der Trauer, als nahe ihre gänzliche Auflösung. Die herumirrenden Thiere flohen furchtsam und suchten sich in finstre Höhlen zu verkriechen, von einem Baum zum andern flatterte schüchtern die zärtliche Turteltaube und auf keinem hielt sie sich sicher; immer näher und näher nahten schwarze

schreckenverbreitende Wolken, und erfüllten selbst des Menschen Herz mit jenen bangen Ahnungen, deren man sich bey der Annäherung eines heftigen Ungewitters schwerlich erwehren kann. Auf einmal eröffnete sich nun der schwarz überzogene Himmel, eine Säule von Feuer stürzte aus demselben herab, zerschmetterte Bäume, tödtete Thiere und setzte die Wohnung des Menschen in hoch auflodernde Flammen. Erschrocken vor Furcht, zitternd und bebend denkt er nur auf seine eigene Rettung und flieht in die dicksten Gebüsche des nahen Waldes. Aber auch dahin verfolgt ihn die Rache des Himmels, auch da wird er die schreckliche Wirkung der herabgeschleuderten Blitze gewahr und vernimmt die furchtbar rollende Stimme des Rächers, in welchem er dasjenige Wesen zu erkennen glaubt, von welchem er schon einen unvollständigen Begriff hatte.

Nachdem das Ungewitter ausgetobt, der Donner verstummt, und die Blitze immer schwächer und seltener geworden, wagt es

endlich der Mensch aus seinem Schlupfwin-
 kel hervor zu kriechen, sicher erwartend,
 die Natur vernichtet, seine Wohnung zer-
 stöhrt und alles der Auflösung Preis gegeben
 zu sehen. Aber wie sehr erstaunt er, als
 er von allem diesem nichts gewahr wird,
 seine Freunde und Nachbarn wohl behalten
 wieder findet, seine Hütte unzerstöhrt, und
 über die ganze Natur ein frischeres Grün
 und eine reinere und wohlthätigere Luft,
 die ihn zu einer ungewöhnlichen Heiterkeit
 stimmt, verbreitet sieht. Vergessen ist nun
 bald wieder der Schrecken, welchen ihm die-
 se Erscheinung eingeflößt, vergessen die Ge-
 fahr, in welcher er sich befunden hatte.
 Nach mehrern Wiederholungen dieses oder
 ähnlicher erschütternden Ereignisse, fährt
 endlich wie ein Blitzstrahl einem von ihnen,
 als sie nach einem abermaligen heftigen Un-
 gewitter, sich darüber besprachen und die
 angerichteten Verheerungen betrachteten, der
 Gedanke in die Seele, daß nur allein dasje-
 nige Wesen, von welchem sie alle das Da-
 scyn geahnet, der Urheber dieser großen

und furchtbaren Szenen seyn könne. Diese Idee fand allgemeinen Beyfall unter der Versammlung, und von nun an schrieben sie ihm alle ungewöhnliche Erscheinungen zu, nannten und fürchteten einen Gott.

Dafs diese Idee in den Menschen lange vorher erst hatte vorbereitet werden müssen, ehe sie zu dieser obgleich noch höchst unvollständigen Reife gelangte und von allen angenommen wurde, brauche ich nicht erst zu erinnern. So viel scheint nur gewifs zu seyn, dafs die aufserordentlichen und den Menschen unerklärbaren und furchteinflössenden Erscheinungen der Natur, ihnen die erste Veranlassung dazu gegeben haben müssen. Jahre, vielleicht Jahrhunderte vergiengen nun wieder, in welchen sie in dem Besitz derselben blieben, sie auf ihre Kinder fortpflanzten und doch nicht wußten, wie sie dieselbe anwenden, oder was sie für einen Nutzen daraus ziehen sollten. Erst nach dem einige von ihnen die Bande der Gesellschaft zu zerreißen bemüht waren, und kein ander Gesetz als das ungestüme

Treiben der Leidenschaften anerkennen wollten, da gerieth vielleicht jemand auf den Einfall, diese schreckenerregende Naturereignisse für Strafgerichte des Himmels auszugeben oder sie wirklich dafür anzusehen. Hatte es sich nun von ungefehr ereignet, daß die Hütte eines der Ausgelassensten unter ihnen vom Blitz war angezündet, er selbst oder sein Weib, seine Kinder von ihm erschlagen worden; dann erhielt sie ein um so größeres Gewicht und jedermann glaubte nun an einen unbekannten schrecklichen Rächer der begangenen Gesetzwidrigkeiten.

Diese allgemein angenommene Vorstellung von dem höchsten Wesen, und die Kenntniß seiner alles erschütternden Macht, benutzten die Aeltesten im Volk, um den in Verfall gerathenen Verhaltensregeln das verlorne Ansehen wieder zu geben, und die Menschen von neuem in jene heilsame Fesseln einzuzwängen, ohne welche kein gesellschaftlicher Zustand bestehen kann. Sie gaben nach einem heftigen Ungewitter vor,

des Anschauens der Gottheit gewürdigt worden zu seyn, und von ihr Gesetze erhalten zu haben, denen das Volk bey Androhung von Strafe und Züchtigung nachzukommen verbunden seyn soll. Um aber das Andenken an ihren Ursprung in stets frischem Gedächtniß zu erhalten, setzten sie zu gleicher Zeit einen gewissen Dienst fest, durch welchen der Mensch sich mit der Gottheit würde aussöhnen können; sich selbst warfen sie zu Vermittlern zwischen beyden auf, indem sie ihr Ansehen, das sie bis hieher nur durch den allgemeinen Willen des Volks besessen hatten, auf einen höhern Befehl stützen.

So entstand das erste moralische Gesetz und die erste Religion. Beyde waren lauter und rein, ihr Zweck war das allgemeine Beste des Volks. In der Folge aber arteten sie aus, je nachdem es die Bedürfnisse oder die Leidenschaften einzelner oder mehrerer erforderten. Nur die auf das erste ursprüngliche Recht des Menschen gegründete Vorschriften erhielten sich unverfälscht; einge-

schränkt wurden sie freylich, aber doch konnte man allezeit ihren Ursprung entdecken. Der Werth der Handlungen wurde nun ebenfalls bestimmt, und zur Erkennung des Rechts oder Unrechts ein sicherer Maassstab vorgeschrieben. Aber relativ blieben beyde, die einzige positive Gewissheit gab dem Menschen darüber das Verhältniß derselben zu seinem ursprünglichen Rechte. Alles, was mit demselben nicht in der engsten Verbindung stand, oder als eine Folge davon angesehen werden konnte, mußte durch den allgemeinen Willen als Vorschrift bestätigt werden.

KAPITEL IV.

VON DER FREYHEIT UND DEM RECHTE DES EIGENTHUMS UND DER SICHERHEIT.

Die natürlichen und erworbenen Rechte des Menschen beruhen alle auf dem Grundsätze, vermöge welchem wir alle unsere Handlungen als auf uns selbst rückwirkend betrachten können. Niemand etwas zu thun, wovon wir nicht wünschen, daß es uns geschehe, ist das höchste Princip der Moral und die Grundlage aller natürlichen, politischen und bürgerlichen Rechte.

Und in der That, es giebt keinen erhabnern und richtigern Moral- und Rechtsgrundsatz als diesen; er umfast die Lehre von beyden in wenig Worten, ist jedermann begreiflich und von allem Zweifel so weit entfernt, daß sich nicht das geringste dawir-

der einwenden läßt. Nie darf der Mensch befürchten, jemand unrecht zu thun, wenn er sich an die Stelle desjenigen setzt, in Rücksicht auf welchen er irgend eine Handlung zu begehen im Begriffe steht, und wenn er ungewiß über den Werth derselben ist, so lehrt ihn alsdann sein eigenes Gefühl, was für einen Eindruck sie zu machen fähig ist, und welche Wirkung sie auf andere hervorbringen müsse.

Die Erhaltung des ursprünglichen Rechts des Menschen muß allen natürlichen, politischen und bürgerlichen Rechten zum Grunde liegen, wenn er im Vollgefühl seiner Kräfte nicht zu Mitteln seine Zuflucht nehmen soll, um durch selbige sich alles desjenigen zu entledigen, was ihn der Gefahr des Verlustes seines Lebens aussetzen könnte. Aus dieser Rücksicht muß man nicht nur alle Rechte betrachten, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, sondern man findet auch wirklich, wenn man davon ausgeht, daß wir außer demselben keine andere von der Natur erhalten haben, und daß alle
 übrigen

übrigen entweder aus demselben hergeleitet, oder durch ein allgemeines Uebereinkommen zu Rechten erhobene Verträge sind. In diesem letztern Falle befinden sich vorzüglich alle diejenigen, von welchen wir angenommen haben, daß sie dem Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft zukommen, und daher können sie auch nach den Umständen unendlich modifizirt und beschränkt werden, wenn nur das ursprüngliche Recht des Menschen dadurch nicht vernichtet wird.

Die Freyheit besteht in der uneingeschränkten Anwendung der physischen und moralischen Kräfte und Fähigkeiten des Menschen, in so fern sie der Entwicklung derselben bey andern oder ihren sonstigen Rechten nicht zuwider sind. Da kein natürliches Recht so leicht gemisdeutet, keins so mannigfaltigen Modifikationen unterworfen, auch keins zu größerm Unheil Veranlassung zu geben im Stande ist, und da bey dem allen der Mensch doch keins weniger entbehren kann, als eben dieses, wenn er den Zweck seines

Daseyns erreichen soll, so lohnt es sich der Mühe, es zuvor sorgfältig in der Abstraktion zu betrachten, ehe man es auf irgend einen gesellschaftlichen Zustand anwendet.

Da die freie Entwicklung der moralischen Fähigkeiten dem Menschen von der Natur als Bedingung vorgeschrieben ist, und sie kein äußerer Zwang zu unterdrücken, oder ihr unübersteigliche Hindernisse entgegen zu setzen vermag, so verdient sie vor allen andern unsere ganze Aufmerksamkeit. Der Mensch naht sich der ihm vorgeschriebenen Vervollkommnung, wenn er den Umfang seiner Ideen und Begriffe, seiner Kenntnisse und Erfahrungen immer mehr erweitert, den schon gesammelten Schatz derselben zu einem ordentlichen Ganzen bildet, berichtigt, vermehrt, ihn gehörig anwendet, und wahre, und seinen Verhältnissen angemessene Schlüsse und Folgerungen daraus zieht. Zur Erhaltung der ersten Ideen und Begriffe dienen die Sinne, durch welche sie in des Menschen Seele übergetragen werden, und jemehr er deren angehäuft hat, je leichter

wird es ihm, durch ihre Vergleichung neue zu entdecken, und sich sogar Vorstellungen von Dingen zu verschaffen, zu deren Erlangung die Sinne unzulänglich sind.

Diese Anwendung der moralischen und sinnlichen Fähigkeiten des Menschen kann nie ganz gehindert werden, ohne daß der Mensch dem Verluste seines ursprünglichen Rechtes ausgesetzt würde, aber innerhalb bestimmte Schranken kann und muß sie sogar in gewissen Fällen gesetzt werden können. So lange der Mensch seiner Sinne mächtig ist, so ist keine Macht auf Erden im Stande ihre Wirksamkeit aufzuheben, und wenn er also nicht anders als durch die gänzliche Auflösung seines Wesens gehindert werden kann, zu sehen, zu hören, zu schmecken und zu fühlen, so kann man auch nicht verhüten, daß er von den äußern Gegenständen keine Vorstellungen erhalte, und noch weniger, daß er sie nicht in seiner Seele ordne, verbinde und zur Erlangung neuer Begriffe mit einander vergleiche. Aber beschränken kann man sie, und

zwar wenn man den Sinnen diejenigen Gegenstände entrückt, welche man nicht zu ihrer Kenntniß bringen will. Um die Rechtmäßigkeit derjenigen Fälle zu bestimmen, in welchen eine solche Entrückung oder Verheimlichung erlaubt und nothwendig ist, müßte man den ganzen Umfang der menschlichen Verhältnisse zu durchlaufen im Stande seyn. Da dieses aber außerhalb den Grenzen der Möglichkeit, und unsers Wissens liegt, und überhaupt, wenn es auf Erweiterung der moralischen Vervollkommnung ankommt, beynah ein jeder Mensch nach einem eigenen Maafsstabe beurtheilt und behandelt zu werden erfordert, so läßt sich darüber nichts bestimmtes annehmen oder festsetzen. Die einzige Rücksicht, welche man bey der Beschränkung der Entwicklung der moralischen Fähigkeiten des Menschen zu nehmen hat, ist auf die Erhaltung seines ursprünglichen Rechts, und der daraus nothwendig folgenden Bedingung des Fortschreitens zu dem ihm in seinem Wirkungskreise vorgesteckten Ziele.

Die Fälle aber lassen sich weit leichter denken, in welchen der Mittheilung seiner erhaltenen Ideen und Begriffe Schranken gesetzt werden dürfen. Da der Mensch im Stande der Natur isolirt war, und keine Gelegenheit gehabt hatte, seine Gedanken andern mitzutheilen, so läßt sich aus demselben kein bestimmtes Recht darüber herleiten, und da diese Beschränkung ferner ohne Beeinträchtigung seines natürlichen Rechts stattfinden kann, so folgt daraus, daß es der Gesellschaft allein zukomme, über ihre ausgedehntere, oder eingeschränktere Zulassung das Nöthige festzusetzen. Wenn nicht besondere Umstände vorwalten, so macht der Mensch diejenige Anwendung von seinen sinnlichen Fähigkeiten in Rücksicht auf sich selbst, welche seine Verhältnisse ihm gestatten, und hierinn übt er ein Recht aus, in welchem er nur schwer gehindert werden kann. Sobald er aber andern seine Ideen und Begriffe mittheilt, greift er ihrem Rechte vor, vermöge welchem die Entwicklung ihrer moralischen Kräfte ihnen allein zusteht;

hindert sie nach Willkühr Gebrauch davon zu machen, und kann sogar wenn er ihren Ideenkreis verringert oder ihnen falsche und schädliche Begriffe beybringt, die Vernichtung ihres ursprünglichen Rechts allmählig bewirken. Hieraus folgt also nothwendig, daß diese Mittheilung nicht anders als nach einem vorher getroffenen Uebereinkommen mit denjenigen, auf welche sie Bezug haben soll, geschehen müsse. Erzwungen kann und darf sie auf keinen Fall werden, jeder deswegen angewandte Zwang ist ungerecht. Die erworbenen neuen Begriffe und Erfahrungen sind das Eigenthum desjenigen, welcher im Besitz derselben ist, und man kann ihn nicht zu ihrer Mittheilung zwingen, ohne zugleich eines seiner vorzüglichsten natürlichen Rechte zu beeinträchtigen. Die Natur hat dem Menschen keinesweges die Verbindlichkeit auferlegt, zur Vervollkommnung anderer beyzutragen; dieses ist und muß eines jeden besondere Sorge seyn. Alles was sie von ihm forderte, beschränkt

sich darauf, daß er ihn auf keine Abwege leite oder irre führe.

Da die Wirkungen der Entwicklung der physischen Kräfte des Menschen schneller in die Sinne fallen, und leichter bemerkt werden können, als die der moralischen Fähigkeiten, so läßt sich ihr Umkreis auch auf eine weit weniger Schwierigkeiten unterworfenen Weise bestimmen. Ich habe weiter oben schon gezeigt, daß der Mensch zur Erhaltung seines ursprünglichen Rechts, der Freyheit keinesweges entbehren könne. Es muß ihm demzufolge alles zu thun erlaubt seyn, was zur Erreichung dieses Zwecks erfordert wird. Da aber andere das nehmliche Recht besitzen, mithin auf den nehmlichen Zweck hinzuwirken verbunden sind, so findet noch die Bedingung dabey statt, daß er in der Wahl der dazu erforderlichen Mittel, diesem ihrem Rechte nicht zu nahe trete oder sie ganz ausser Stand setze, es auszuüben. Sobald der Mensch also nur diese Bedingung erfüllt, so steht es ihm auch frey, denjenigen Gebrauch von seinen phy-

sischen Kräften zur Sicherstellung seines ursprünglichen Rechts zu machen, welchen er seinen Verhältnissen oder seinen Bedürfnissen am angemessensten findet.

Das wahre Wesen der Freyheit, dieser Zauber, welcher den Thoren nur allein auf Irrwege führt, und den Weisen nach dem Höhern zu streben, antreibt, ist also im Grunde nichts anders, als die dem Menschen auferlegte Verbindlichkeit, in allen seinen Handlungen die Rechte anderer zur Erhaltung seines eigenen zu respektiren. In jeder Gesellschaft, selbst nicht einmal im ersten Naturzustande darf sie vernachlässiget werden, und wo es geschieht, wo sich einer über den andern eine Gewalt anmaßt, welche ihn in den Stand setzt, dieses sein Recht zum Nachtheile eines andern vorzugsweise auszuüben, da geräth das Leben des Menschen in Gefahr, er sey Bürger oder nicht.

Die natürliche Freyheit duldet also keine andere Einschränkungen, als welche ihr die Rechte anderer und das Gesetz der Noth-

wendigkeit auferlegen. Nicht immer kann der Mensch seiner Willkühr folgen, wenn er auch nicht zu befürchten Ursache hat, daß er dadurch jemandes Rechte zu nahe treten werde. Bey aller unserer Allgewalt stoßen wir doch oft im Leben auf Hindernisse, die keine Kraft zu besiegen fähig ist; im Bewußtseyn unserer Schwäche müssen wir vor denselben stehen bleiben, und nichts als der Wunsch und Wille sie zu beseitigen bleiben uns übrig. Indem also die Natur diese Grenzen unserer angebohrnen Freyheit setzte, forderte sie uns gewissermaßen selbst dadurch auf, sie noch enger zu beschränken, wenn es unser Vorthail oder die aus dem Gegentheil entstehenden schädlichen Folgen erfordern sollten.

Da ich mich schon weiter oben erklärt habe, unter was für Bedingungen es dem Menschen erlaubt sey, einen Theil oder die gänzliche Entwicklung seiner physischen Kräfte zu veräußern, so glaube ich mich hier der Mühe überheben zu können, diesen höchst wichtigen Gegenstand noch einmal zu

untersuchen. Ich bemerke nur noch, daß jede Veräußerung der natürlichen Freyheit nur bey einzelnen oder nach einem vorhergegangenen stillschweigenden oder ausdrücklichen Uebereinkommen, und auf eine bestimmte Zeit statt finden kann. Dieser Vertrag muß nach Verlauf derselben, oder wenn die eine oder die andere kontrahirende Parthie nicht mehr da ist, erneuert werden; die Erfüllung der bey demselben stattfindenden Bedingungen ersetzt aber stillschweigend den Akt der ausdrücklichen Erneuerung. — Von der politischen und bürgerlichen Freyheit werde ich zu seiner Zeit sprechen.

Es bedarf keiner weitläufigen Erörterung, daß ohne Freyheit, das heist, ohne die gewissenhafteste Ehrfurcht für die Rechte anderer, unmöglich jemand ein Eigenthum besitzen, und es in Sicherheit genießen könne. Wie ist es auch möglich, daß derjenige, welcher der Fähigkeit beraubt ist, von seinen Kräften den gehörigen Gebrauch zu machen, sich irgend ein Eigenthum erwerbe? Wie soll er es anfangen, um es zu

bewahren, und wer steht ihm dafür, daß er es in Ruhe werde genießsen können? Wenn schon die Natur ihn einladet, von ihren Reichthümern Besitz zu nehmen, so bleibt ihm doch nichts weiter als der Wunsch, sich dieselben zu zueignen übrig; die Kräfte, um ihn in Erfüllung zu bringen, sind ihm entzogen, oder wenn es ihm auch gelingt, sich derselben zu bemächtigen, so muß er, seiner Freyheit beraubt, alle Augenblicke gewärtig seyn, daß man sie ihm entreiße, und daß er aus Mangel an denselben endlich sein ursprüngliches Recht ganz verliere.

Eine unauflösbare Kette vereinigt die natürlichen Rechte des Menschen zu einem vollkommenen Ganzen; sobald man ein Glied davon mit Gewalt wegreißt, so geben alle übrigen nach, trennen sich allmählig, und ihre nothwendige Uebereinstimmung hört endlich mit ihnen selbst auf. — Das Eigenthumsrecht, eines der heiligsten, welches die Gesellschaft dem Menschen zusichert, ist zwar nicht in dem ersten Naturstande gegründet. Aber in demselben be-

durfte er keines Eigenthums, weil ihm die ganze Schöpfung offen stand, und er daher mehr besafs, als er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gebrauchte. Nur dann erst als er Mangel zu leiden anfieng, nahm er allein oder mit mehrern Besitz von einem Stück Landes, eignete es sich durch seinen darauf verwandten Fleifs noch mehr zu, und erhielt nun ein doppeltes Recht auf dasselbe. Eins gab ihm die erste Besitznahme der allen Menschen oder niemand zugehörigen Natur; das andere erwarb er sich durch ihre Benutzung. Der Ertrag der Erde, die Furcht der Anwendung seiner physischen Kräfte, gehörte ihm zu, wenn Freyheit statt fand, denn von ihm hieng es ab, sie nach Gutdünken darauf zu verwenden, und aus diesem Grunde konnte und durfte auch niemand ihm denselben streitig machen.

Ausser der Erhaltung des einem jeden zugehörigen Eigenthums, hatte die Vereinigung mehrer Kräfte auch noch die Sicherheit desselben, und der Personen zum Zweck. Wenn irgend eine dauerhafte Verbindung

unter den Menschen statt finden sollte, mußten sie vorzüglich darauf bedacht seyn, ihr Leben sicher zu stellen. Wir haben weiter oben gesehen, daß dieses auch wirklich ihre vornehmste Absicht gewesen ist, als sie den ersten gesellschaftlichen Vertrag unter einander schlossen. Der Wunsch und gewissermaßen das Bedürfnis zu leben ist um so lebhafter und mächtiger in dem Menschen, je weniger er durch den Verlust desselben verlehret, oder je weniger er zu seiner Erhaltung bedarf. Da aber die Menschen im Stande der Natur außer dem Leben nichts besaßen, kein größeres Glück, keinen schönern und reizendern Genuß kannten, als welchen ihnen ihr Daseyn verschaffte, da sie wenig bedurften, um es zu erhalten, und mit ihm alles verlohren, so läßt es sich nicht denken, daß sie der Gesellschaft ein Recht übertragen haben werden, welches sie erstens selbst nicht besaßen, und von dessen Ausübung zweytens die Vernichtung aller ihrer Wünsche und

Hoffnungen, aller ihrer Freuden und Glückseligkeiten abhieng.

Nicht um es zu verlihren dieses sein unveräußerliches und ursprüngliches Recht, oder um es andern Preis zu geben, trat der Mensch in Gesellschaft, sondern um es zu bewahren, zu erhalten, und Sicherheit für seine Person und sein Eigenthum sich zu verschaffen. So lange er also aus denen von der Natur ihm bezeichneten Schranken nicht heraus tritt, und die Rechte anderer respektirt, kann und darf er verlangen, daß ihnen die seinigen ebenfalls heilig seyen. Die erste Forderung also, welche der Mensch in Gemäfsheit desselben an andere thun kann, ist Respekt für sein Leben und seine Freyheit; die zweyte Erhaltung und Schonung seines Eigenthums, und die dritte Schutz bey Herbeyschaffung die Rechte anderer nicht beeinträchtigender Mittel zur Sicherstellung seiner physischen und moralischen Existenz. Alles dieses begreift das Recht der Sicherheit sehr schön in sich, und ist gewissermassen als der letzte Stein anzusehen, welcher die Py-

ramide der Rechte und Verbindlichkeiten des Menschen schließt. Die Basis zu derselben giebt sein erstes ursprüngliches Recht, auf ihm beruhen, und mit ihm sind und müssen alle übrigen verwandt seyn. Diese Verwandschaft nur allein giebt ihnen Festigkeit, und hält sie zusammen, kein Theil derselben kann ohne sie einzeln bestehen, und wer auf dieser Basis fortbauen will, muß alle übrige Steine mit ihr in die genaueste Verbindung bringen, weil ohne sie das ganze Gebäude über den Haufen stürzen würde.

KAPITEL V.

VON DER MORALISCHEN BE-
SCHAFFENHEIT DES GEGENWAER-
TIGEN MENSCHEN.

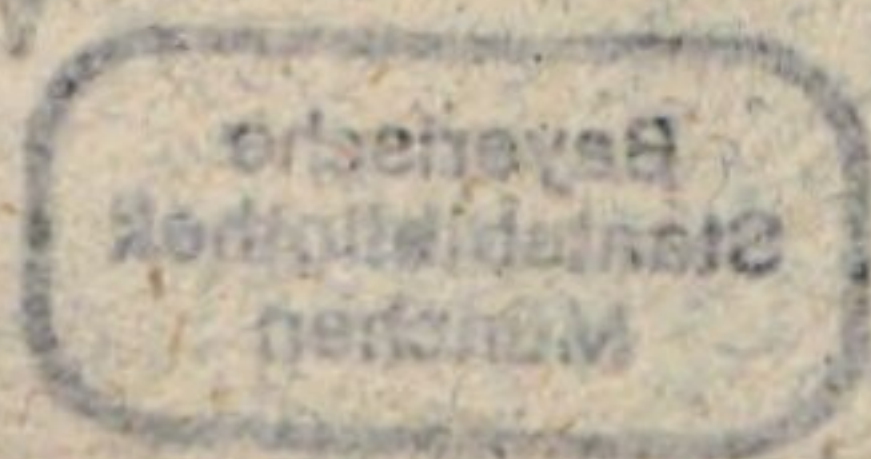
Ehe ich den Werth unserer heutigen Verfassungen untersuche, unsere bestehende Gesetze prüfe, und die in jedem Staate unentbehrlichen, nothwendigen und heilsamen Verordnungen aufzusuchen bemüht bin, finde ich nöthig und der Sache angemessen, das Geschlecht zuvor zu schildern, welches ihrer bedarf, sie besitzt oder sie zu fordern ein Recht hat.

Aber fast wäre ich geneigt die Feder niederzulegen, wenn ich die Schwierigkeiten überdenke, welche mir nothwendig bey der Ausführung eines solchen Unternehmens aufstossen müssen. Und wie ist es auch möglich ein treues Gemählde von dem chameleon-
tischen

tischen Wesen Mensch genannt zu entwerfen? Jeder unvollständige Abriss erfordert schon so viel Uebung in der Kunst der Darstellung, daß ich mich nur mit Mühe dazu entschließen kann. — Doch es sey; ich will es wagen zu schildern dieses Meisterstück der Natur, und von allen geschaffenen Wesen das verworfenste; ich will den Schleier aufheben, welchen Bildung und Welt über dasselbe hingeworfen haben, und entblößt von allem äußern Schmuck, es in seiner ganzen Abscheulichkeit und hohen Würde zeigen.

Kaum hat der Säugling sich den Armen seiner Amme entwunden, kaum ist er sich seiner physischen Kräfte bewußt, kaum fängt er an den Eindrücken neuer Ideen seine zarte Seele zu öffnen, als auch schon ein Heer von Schmeichlern und Einfältigen bemüht ist, der uneingeschränkten Entwicklung seiner körperlichen Fähigkeiten Fesseln anzulegen, sein Vorstellungsvermögen mit falschen, nachtheiligen und widernatürlichen Begriffen anzufüllen, jede in ihm noch

schlummernde Leidenschaft frühzeitig durch Kunst zu wecken, ihm den Keim zu allen Lastern einzuimpfen, und jedes Gefühl für Tugend und Grösse gewaltsam in ihm zu unterdrücken, zu vernichten, oder doch ihm eine falsche Richtung zu geben. So ereilt das Kind den Knaben und wähnt leider nur zu oft schon am Ziel zu seyn. Tief in seiner Seele liegen die ersten empfangenen Eindrücke vergraben, nichts vermag sie zu verwischen, nichts ihre Natur zu verändern. War der ausgestreute Samen gut, dann trägt auch die zarte Pflanze sehr bald die schönsten und herrlichsten Früchte; war er schlecht, dann erstickt das aufgewachsene Unkraut die wenigen Halme, die hin und wieder mit aufgesprossen waren. Was vermag spätere Bildung, wenn der Stof. verdorben oder unbrauchbar gemacht worden ist? — Es polire der Künstler sein Bild, so viel er will, sobald er es an dem ersten Umrisse versehen hat, oder gröberer Sand die Fläche ungleich macht, wird es ihm nie gelingen, die Ecken zu runden,



die Unebnen wegzuschaffen, und in das Ganze Proportion, Ebenmaafs und Rundung zu bringen. Zart wie Wachs, das alle Formen annimmt, sind das Kind und der Knaabe, aber nicht wie jenes lassen sie sich umschmelzen, wenn der erste Versuch, es zu bilden, mislungen ist. Aendern, hinzufügen und ausbessern kann freylich des Bildners geübte Hand, aber doch bleibt sein Werk unvollständig, und der scharfsichtige Beobachter erkennt in ihm sehr leicht das Fehlerhafte des ersten Umrisses. Dieser bleibt zur Schande der Menschheit, zum ewigen Vorwurfe denjenigen, die thöricht oder unachtsam genug gewesen waren, seine Zeichnung dem Ungefehr oder Pfuschern zu überlassen.

Im Kinde schon liegt der werdende Mann, und was bey jenem versehen worden ist, muß dieser und durch ihn die Gesellschaft entgelten. In dem nehmlichen Verhältnisse, in welchem seine physischen Kräfte sich entwickeln, erweitert sich auch sein Ideenkreis; die Beschränkung jener

steht mit der Verringerung dieses in dem richtigsten Verhältnisse. Eben so gewinnen auch die ersten empfangenen Eindrücke Festigkeit und Stärke, wenn der Körper seiner Ausbildung entgegen rückt; sobald dieser den ganzen Umfang seiner nämlichen Kraft erreicht hat, muß jeder Widerstand weichen, welcher der Natur oder Richtung jener zuwider ist.

Die Erziehung des Knabens und Jünglings, bemüht die verborgenen oder schon entdeckten Anlagen zu entwickeln, fährt fort auf dem ersten Grundstein irgend ein Gebäude aufzuführen. Ihr ist wenig daran gelegen zu wissen, ob es ein Sandstein oder Kiesel, ob er das Gebäude zu tragen im Stande seyn werde oder nicht. Da sie keine Menschen, keine Bürger zu bilden verbunden ist, und alles, was von ihr gefordert wird, gethan hat, wenn sie einen Soldaten, einen Künstler, einen Gelehrten oder einen Handwerker aus ihrer Werkstätte entläßt; so ist es nicht zu verwundern, wenn dem Jüngling alles, was er sieht und hört, neu er-

scheint, wenn er mit sich selbst unbekannt, sich in seine Verhältnisse nicht zu finden weifs, wenn er zum Greise wird, ehe er die Welt und seiner Bestimmung höchsten Zweck kennen gelernt hat. Ein schwaches Rohr, das von jedem Windstosse bewegt wird, schwebt er unaufhörlich nach ungewissen Richtungen, überläßt sich den Umständen und dem Ungefehr, handelt selten nach richtig gefafster Ueberzeugung, und wird das Spielwerk seiner Leidenschaften und der ersten empfangenen Jugendeindrücke. —

Unter diesen Bedingungen wächst der Knabe zum Iüngling heran; die bei Einzelnen statt findenden Modifikationen dürfen hier nicht mit in Anschlag gebracht werden. Auch die Verschiedenheit des Nationalen ist in dieser Rücksicht nicht so grofs, dafs man nicht an allen einige übereinstimmende Kennzeichen wahrnehmen sollte. Die Erziehung des Menschen ist überall gleich vernachlässiget oder verdorben; sie ist es dort am meisten, wo die Ausbildung der Geistesfähigkeiten so gering ist, dafs man, ohne es zu

wollen, auch nicht einmal die wenigen Funken zu wecken im Stande ist, die ein Nichts oft hervorbringt. Mehr oder weniger heftig nur sind die Ausbrüche der Leidenschaften bey dieser oder jener Nation; das Klima und die Beschaffenheit der Nahrungsmittel haben hierauf einen wichtigen Einfluß und der Charakter, die Moralität und der Grad der stattfindenden Verfeinerung, der wahren oder falschen Aufklärung bestimmen den Umfang des Guten oder Bösen, des Niederträchtigen oder Erhabenen, dessen ein Mensch in seinem Wirkungskreise fähig ist.

Die auf diese Art erzogene und zu Bürgern gewordene Klasse von Bewohnern eines Staats hat nichts destoweniger den größten mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß auf das Wohl oder Weh der Gesellschaft. Gleich großer Tugenden und Laster fähig verdient sie daher auch vorzüglich die Aufmerksamkeit des philosophischen Menschenkenners, sie allein giebt der Wagschaale den Ausschlag, in welcher Nationalglück den Völkern

zugemessen wird. — So lange das Blut feurig und lebhaft durch die Adern des Jünglings oder werdenden Mannes jagt, erlaubt der Ungestüm einer einzigen Leidenschaft den übrigen nicht, ihre Sprache vor ihm hörbar zu machen. Liebe oder Wollust setzen ihn in Bewegung, und lassen ihn sich und die Gesellschaft vergessen. Sie ist ihm alles, sie beschäftigt ihn allein, und macht ihn zu allem fähig. Der einzige Unterschied trennt sie; die eine führt ihn der erhabenern Tugend näher, die andere wirft ihn dem Laster in die Arme, und macht einen frühzeitigen Greis aus ihm.

Schnell wie der Pfeil, welcher dem Auge fast unbemerkt die Luft durchschneidet, fliehen die Jahre dem Genusse veredelter Liebe geweiht. Länger zehrt Wollust an dem Marke des Mannes, und macht ihn ungeschickt, der Gesellschaft zu leisten, was sie von ihm zu erwarten berechtigt ist. Ist sie aber mit den Jünglingsjahren der Vergangenheit zugeeilt oder ihre Heftigkeit entflohen, dann regen sich neue Begierden in

dem zum Bürger und Mann gewordenen Jüngling und bestimmen nun den Grad seiner Anstrengungen und Aufopferungen, seines Werths und seiner Nutzbarkeit. Den ersten Platz unter ihnen nimmt der Ehrgeitz ein, eine Leidenschaft, deren gemeiniglich grofse Seelen nur allein fähig sind, welche sie aber nichts destoweniger zu Handlungen hinreissen kann, die sie in einer ruhigen Gemüthsstimmung verabscheuen würden.

Ihr unterliegt der Mensch am meisten, wenn er sich seines Werths bewufst, in einer Sphere befindet, wo grofser Ruhm und Ehre, mit ausgedehnter Macht verbunden, zu erwarten steht. Wäre dieses nicht, wie wenige würden sich entschliessen, in unsern heutigen Kriegen, Leben und Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Ist einmal die Fehde erklärt, und der Kampf losgebrochen, dann fragen die muthigen Streiter nicht mehr nach der Ursache oder der Rechtmässigkeit des Zwistes; nach Ruhm und Macht dürstend, ertragen sie jeeds Ungemach ohne zu murren, stürzen sich dem anrückenden

Feinde mit Ungestüm entgegen, wüthen gegen ihre Brüder, und kommen entweder im Kampfe um oder kehren aus demselben mit Lorbeern bekränzt zurück. An dem durch den Krieg zu erreichenden Zweck ist ihnen wenig gelegen, so lange sie auf die Bestimmung desselben keinen unmittelbaren Einfluß haben; nur dann erst fesselt sie ihr Ehrgeitz enger an denselben, wenn seine Erreichung ihren Ruhm erhöhen, oder sie auf den höchsten Gipfel der ihnen zu erklimmen möglichen Gröfse erheben kann.

Die nehmliche Bewandniß hat es mit allen andern Bürgern oder Unterthanen, wenn sie, von Ehrgeitz angetrieben, sich in Lagen befinden, wo sie ihn zu befriedigen hoffen dürfen. So uneigennützig ist der Mensch nicht, daß er sich zum Besten anderer, und ohne irgend einen persönlichen Vortheil daraus zu ziehen, aufopfern sollte. — Als Curtius sich in den brennenden Pfuhl stürzte, war er seines Unterganges gewiß, und durfte nicht hoffen irgend einen zeitlichen Gewinn daraus zu ziehen. Aber

nach unsterblichem Ruhme dürstend sah er voraus, daß er sich ihn dadurch am sichersten erwerben würde, und wie wenig er sich geirret, beweiset das in der Geschichte sorgfältig aufbewahrte Andenken seiner That. Der Durst nach Gröfse, Ruhm und Macht ist der Hebel aller Handlungen bey Menschen, die sie zu fassen fähig sind, und erreichen zu können glauben. Es liegt in der Natur des Menschen, sich allezeit über andere erheben zu wollen, und wenn er dieses Bestreben auf keine der Gesellschaft vortheilhafte Art befriedigen kann, dann reißt es ihn zu allem hin, was man sich nur immer Empörendes denken kann. Alle Tyrannen oder Usurpatoren aus der ältern und neuern Geschichte befanden sich in diesem Falle, und wenn wir keine ähnliche Beyspiele aufzuweisen haben, so liegt die Schuld allein in dem beschränkten Wirkungskreise, der vermöge unserer jetzigen Verfassungen, dem Ehrgeitzigen angewiesen ist. Unter dem Vorwande des allgemeinen Bestens und der Larve der Tugend oder Religion wirkt die

Ruhmsucht ungestöhrt, und oft selbst von den Gesetzen geschützt, nach dem ihrer Natur angemessenen Zwecke hin; sie erscheint nur dann in ihrer ganzen Blöße, wenn sie ihn verfehlt, oder, nachdem sie ihn erreicht hat, den Schleier zerreißt, mit welchem sie sich zu umgeben für nöthig erachtet hatte.

Oft steht sie mit einem schmutzigen Interesse und mit Egoismus in Verbindung, und dann strebt der Ehrgeizige, nächst dem Ruhme, nach Reichthümern. Selten ist Geitz die Quelle davon, denn dieser scheint mit dem Ehrgeitze unverträglich zu seyn. Aber das Bemühen auf der erklommenen Höhe sich zu behaupten, die errungene Macht zu erhalten, dem erworbenen Einfluß Dauer zu geben, und den Glanz, mit welchem ihn große Thaten umgeben hatten, auch dann noch fortzusetzen, wenn ihr Andenken in dem Gedächtniß seiner Zeitgenossen schon zu erlöschen anfangen sollte, verleiten den Menschen oft auf Dinge einen Werth zu legen, für welche er seiner Größe nach keinen Sinn haben sollte.

Wer nur irgend Gefühl für den Beyfall der Zeit und Nachwelt hat, wer sich fähig glaubt etwas thun zu können, das seinen Ruf verbreiten, seinen Namen unsterblich machen könnte, wer geschaffen zu seyn wähnt, sich über andere zu erheben, wird alles in der Gesellschaft anwenden, keine Gefahr noch Anstrengungen scheuen, und nichts unversucht lassen, um diesen seinen Lieblingswunsch in Erfüllung gehen zu sehen. Erlaubt ihm der gewöhnliche Lauf der Dinge seinen Zweck zu erreichen, so folgt er ihm; ist er unzufrieden, dann tritt er aus seiner Sphere heraus, und wird Engel oder Teufel.

Weniger schätzbar, und nur um desto häufiger ist Egoismus, in einer unedlern Bedeutung genommen, die Triebfeder, welche den Menschen in Bewegung setzt. Man gehe alle Klassen der Bürger durch, und man wird unter tausenden kaum einen finden, der bey jeder Handlung, die er zu unternehmen im Begriffe steht, nicht eine auf das Wohl seines Ichs sich beziehende Absicht hätte. Alles, was der Mensch

thut, geschieht entweder des Ruhms wegen, oder aus persönlichem Interesse, oder wegen beydem zugleich. Die Anzahl derjenigen, welche alles, was sie besitzen, dem allgemeinen Besten aufzuopfern im Stande sind, ohne dabey auf sich selbst Rücksicht zu nehmen, ist so gering, daß man es für nöthig erachtet hat, ihre Nahmen in Marmor und Erz zu graben. Und würde man wohl dieses thun, wenn Beyspiele großer uneigennützi-ger Aufopferungen weniger selten wären? — Ach es steht erbärmlich um menschliche Tugend, und wenn es nicht unser eigenes Interesse erforderte, einen Schleier auf Handlungen zu decken, die keine Blöße vertragen, wir würden finden, daß die Welt nichts anders als ein Sammelplatz aller Laster, und der Mensch ihr Sklave ist.

Das persönliche Interesse, so lehrt es leider die Erfahrung, ist also fast immer der Beweggrund der menschlichen Thätigkeit. Auf die Natur desselben kommt es hiebey nicht an; dieses kann wegen des Gesichts-

punktes, aus welchem ich hier den Menschen betrachte, ganz gleichgiltig seyn. Sobald man davon recht innig überzeugt ist, hält es nicht schwer, die ihm untergeordneten und mit ihm verwandten Triebfedern zu erforschen. Unter diese Klasse rechne ich den Neid, die Eifersucht, den Haß und die Rache, welche aber alle nur gegen Einzelne gerichtet seyn können. Hieraus kann man sich die Verhältnisse der Bürger unter einander erklären, aber auch, wenn man sie auf den Staat anwendet, diejenigen auffinden, welche ihr Betragen in Ansehung seiner bestimmen. Wie viele Beyspiele haben wir nicht, daß eine oder mehrere von diesen Leidenschaften, das schönste Werk vernichtet, den best ausgedachten Plan in seiner Ausführung gehindert oder mit schrecklichem Bewußtseyn Jammer und Elend über das menschliche Geschlecht gehäuft haben.

Die Hoffnung und Furcht verdienen auch ihren Platz unter der Reihe derjenigen Gemüthsbewegungen, welche in dem Menschen eine besondere Thätigkeit wecken.

So sehr sie ihrer Natur nach verschieden sind, so übereinstimmend sind sie in ihren Wirkungen. Wenn die eine den Menschen mit schmeichelhaften Träumen erfüllt, und zur Realisirung derselben anspornt, so treibt die andere ihn an, den Schleier der ungewissen Zukunft zu zerreißen oder alles beiseite zu räumen, was sie nähren oder rechtfertigen könnte. Je mächtiger beyde auf den Menschen wirken, je weniger gewissenhaft ist er in der Wahl der Mittel; er kennt nur ein Ziel, er fürchtet nur einen Gegenstand, und der Eindruck, welchen beyde auf ihn machen, ist so heftig, daß seine Seele aller andern mit ihnen nicht in Verbindung stehender Rücksichten unfähig wird. Aus dieser Stimmung kann man sich nur allein jene empörende Handlungen erklären, welche Menschen, von Furcht ergriffen, begehen und die mit ihrem Charakter und ihrer Denkungsart oft nicht im geringsten Zusammenhange stehen. Aus Furcht für ihr eigen Leben, baden sich Wütriche in Men-

schenblut; sie würden es aber unterlassen, wenn man sie davon befreien könnte.

Den Grund zu dieser Ueberlegenheit der menschlichen Leidenschaften muß man, wie ich schon erwähnt habe, nur allein in der Erziehung des Knaben und Jünglings suchen. So wie es ausgemacht ist, daß der Mensch irgend einer heftigen Gemüthsbewegung bedarf, um die in ihm liegenden Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln, so bin ich ebenfalls überzeugt, daß es auch nur von ihm abhängt, den Leidenschaften diejenige Richtung zu geben, welche sie nicht nur unschädlich, sondern sogar für das allgemeine Beste vortheilhaft machen würden. Aber wie ist dieses von einem Geschlechte zu erwarten, das schon ganz ausgeartet und zu ihrem Sklaven geworden ist? Dafür ist kein Rath mehr, und spielte auch die Dummheit nicht jene bedeutende Rolle, welche wir ihr bey allen wichtigen Unternehmungen aufzutragen gewohnt sind, so würden wir die menschlichen Leidenschaften doch nie zum Schweigen bringen,

oder

oder auf einen dem Ganzen weniger nachtheiligen Einfluß beschränken können.

Was ich von den gebildeten Klassen der Bürger eines Staats gesagt habe, läßt sich unter gewissen Modifikationen auch auf die Masse des Volks im Verhältnisse ihrer Thätigkeit anwenden. In der größten Unwissenheit aufgewachsen, hat der Bauer, der gemeine Handwerker oder Tagelöhner weder Lust noch Zeit, sich mit Sachen abzugeben, die mit seiner Bestimmung in keiner unmittelbaren Verbindung stehen. Außerhalb seinem Dorfe oder seinem Städtchen giebt es keine Welt mehr für ihn; er bekümmert sich um nichts weiter, als um die Bedürfnisse des morgenden Tages, und lebt in seiner Unwissenheit und Dummheit das glücklichste Pflanzenleben. Dafs es eine andere Art zu leben geben könne, fällt ihm von selbst nicht ein; er hat keinen Begriff von der Würde und den Rechten des Menschen; zum Gehorchen gewohnt, ist es ihm gleich viel, wem er gehorchet, und da er sich selbst als den Mittelpunkt betrachtet, um

welchen er wähnt, daß sich die ganze Welt herumdrehe, so vermag nichts ihn aus dieser apathischen Ruhe und Genügsamkeit aufzustöhren. Aber seinem Interesse muß niemand zu nahe treten, denn der Magen des großen Haufens ist der furchtbarste Feind, und die sicherste Stütze einer Regierung. Wer diesen gewonnen hat, darf sich alles erlauben, er ist der einzige Hebel, vermöge welchem man die ganze Masse in Bewegung setzen, und aus ihr dasjenige Werkzeug machen kann, zu welchem sie durch ihren Umfang und den Mangel an Ueberlegung geschaffen zu seyn scheint.

Nächst diesem wirken zu dem nehmlichen Zwecke Religion, Fanatismus und überhaupt alle Mittel, bey welchen der Glaube die Stelle der Ueberzeugung vertritt. Je schwerer es hält, die Menge zu überzeugen, je mehr muß man darauf bedacht seyn, sie durch Glanz und Schimmer zu blenden. Die höchste und entfernteste Autorität wirkt mächtiger auf sie als die feurigste

Beredsamkeit, und wo diese nur auf Augenblicke hinreißt, da läßt jene einen tiefen bleibenden Eindruck zurück. — Hin und wieder hat das Volk freilich schon den Versuch gewagt, zu denken, zu untersuchen, um nach Ueberzeugung gehorchen zu wollen. Aber er lief und mußte nothwendig unglücklich ablaufen. Da seine Beschäftigung und die genossene Erziehung ihm nicht erlauben, Recht und Unrecht zu prüfen, und das Gute von dem Schein desselben, und dem Bösen zu unterscheiden, so fehlte es und sah nur spät seinen Irrthum ein. Da der grofse Haufen überhaupt unfähig ist, sich in Masse über seine Sphere hinaus zu erheben, so muß er jedesmal verlihren, wenn er sich in ein solches Unternehmen einläßt; verbessern wird er seinen Zustand dadurch selten, wohl aber ihn sehr oft unendlich verschlimmern.

Die Menschen insgesamt leiden alle mehr oder weniger an einer eingebildeten Krankheit und sind daher unheilbar. Alles, was sich für sie thun läßt, ist, ihrem Uebel bald

zu schmeicheln, bald sich den Ausbrüchen desselben mit Strenge zu widersetzen. Gleich Kindern verlangen sie am Gängelbände geführt zu werden, und gleich ihnen lassen sie sich zu allem bewegen, wenn man ihnen ihre Lieblingspuppe läßt, und ihre Eitelkeit schont. — Es ist nicht nöthig, ganz gesund zu seyn, um sie nach Willkühr zu leiten; die Fähigkeit dazu bestimmt die Verschiedenheit der Grade des Paroxismus.

KAPITEL VI.

UEBER DIE VERHAELTNISSE DER
RELIGION ZUM STAATE.

Ich bin weit entfernt davon, dem Menschen zu rauben, was ihm heilig ist, und betrachte mit Ehrfurcht jene unerklärbaren Geheimnisse, die Trost und Ruhe in seine mit Bangigkeit erfüllte Seele gießen. Nie würde ich mir es vergeben können, wenn ich in ihm einen Glauben zu vernichten suchen sollte, der, wenn schwarze Wolken des Unglücks sich über seinem Haupte zusammenziehen, ihn aufrecht erhält und Muth giebt, jedes Elend, jeden Jammer gelassen zu ertragen.

Lange habe ich es bey mir selbst überlegt, ob ich es wagen soll, den heilig dunkeln Schleier aufzuheben, mit welchem man die Gegenstände der Anbetung des Menschen

umgeben hat; lange habe ich angestanden, das Wesen und den Zweck der Religion in ihren Verhältnissen zum Staate philosophisch zu untersuchen. Aber da meine Absicht lauter und rein ist, da ich überzeugt bin, daß sie die größte Stütze der Moral ist, und daß ohne diese keine einzige Verfassung bestehen, und glückverbreitend seyn kann, so habe ich geglaubt, eine Untersuchung anstellen zu dürfen, deren Resultate bey der Bestimmung der besten Regierungsform nothwendig in Anschlag gebracht werden müssen.

Da ich mich schon bey einer andern Gelegenheit über die muthmasliche Entstehung der ersten Erkenntniß des Begriffes von Gott und der ersten Religion erklärt habe, so finde ich nicht nöthig, mich hierüber weiter einzulassen. Es kann uns im Grunde auch ganz gleichgiltig zu wissen seyn, ob der Mensch darauf von Ungefehr gerathen, ob die Naturereignisse ihm denselben eingeflößt, oder ob er ihm ist angebohren worden. Zu meinem Zwecke ist es hinlänglich, daß der Mensch ein höchstes

Wesen nennt, es verehrt und anbetet. Die Art und Weise des Dienstes, welchen er ihm darzubringen für gut befindet, ist ganz gleichgiltig, denn da ich mich nicht darauf einzulassen gesonnen bin, welches die einzig wahre Religion ist, sondern ob man sie in irgend einer Staatsverfassung als Mittel zum vorgesetzten Zwecke entbehren könne, so würde eine solche Untersuchung mich nur von meinem Ziele entfernen.

Es giebt gewisse Handlungen, auf welche kein Rechtsgrundsatz angewandt werden kann, und die nichts destoweniger den Vortheilen Einzelner oder der ganzen Gesellschaft zuwider sind; andere, zu welchen man die Menschen durch keine äußere Zwangsmittel bewegen kann und noch andere, die das Dunkel des Geheimnisses in dem Grade ertragen, daß man wohl die schlimmen Wirkungen derselben kennen lernt, aber nie ihrem Urheber auf die Spur gerathen kann. Diese hängen insgesamt von der Vorstellung ab, welche sich der Mensch von dem, was Gut oder Böse ist,

macht, und seinem Gewissen bleibt es allein überlassen, sie mit seinen und den von der Gesellschaft angenommenen Grundsätzen in die gehörige Harmonie zu bringen. Nun aber habe ich gezeigt, daß er in allem, was er thut, entweder seine Leidenschaften oder sein persönliches Interesse nur allein zu Rathe zieht, folglich muß er, so oft dieses mit jenem im Widerspruche steht, allemal sich auf die Seite hinneigen, wo er, ohne irgend etwas zu befürchten, hoffen kann, es zu befriedigen. Daß es dergleichen Fälle gebe, lehrt die Erfahrung alle Tage, und daß die beste Gesetzgebung unzureichend sey, allen Verbrechen vorzubeugen, gehört unter die gewöhnlichen Schwachheiten der menschlichen Natur.

Aber der daraus entstehende Nachtheil ist sichtbar, das Beste der Gesellschaft leidet darunter, die Gesetze werden endlich verachtet, verspottet und Zügellosigkeit und Anarchie treiben den Menschen an, sich ungescheut alles zu erlauben, was seinen Leidenschaften zu schmeicheln im Stande ist.

Wenn es einmal dahin gekommen ist, so sind sogar die wirksamsten Zwangsmittel ohne allen Erfolg, das Recht des Stärkern entscheidet, und der größte Bösewicht ist der mächtigste und tugendhafteste Bürger.

So schwach und unwirksam sind selbst die besten Gesetze, so unbedeutend ist ihr Einfluss, wären sie auch die vollkommensten, wenn nicht den Menschen ein tief in die Seele geprägtes Gefühl zu dem, was Gut und Recht ist, hinneigt, und mit einem gegründeten Abscheu gegen das Laster erfüllt. Dieses Gefühl vermag die Moral, das sittliche Gesetz nur allein zu erzeugen, und es aufrecht zu erhalten, ihm den gehörigen Nachdruck zu geben, und für seine Wirksamkeit zu sorgen, ist die Sache der Religion, ihr höchster und schönster Zweck. Von dieser Wahrheit waren alle Gesetzgeber so sehr durchdrungen, daß es bis jetzt noch keinem einzigen eingefallen ist, einen Staat ohne Religion zu bilden, eine Republick zu stiften, ohne sie auf die ewigen Gesetze der Moral zu gründen. Besäßen die Menschen

den Grad von Aufklärung, vermöge welchem sie einsehen könnten, daß ihr eignes Interesse die Befolgung des sittlichen Gesetzes nothwendig mache, dann und auch dann nur allein würde ich mich überzeugen lassen, daß eine Staatsverfassung ohne irgend eine Religion bestehen und glückverbreitend werden könne. Aber so lange ich sie ein Spiel ihrer Leidenschaften, dem Zufall und den Umständen weichend erblicke, werden mich Hebert und alle neuern Gesetzgeber seines Gelichters, nie zu dem Geständnisse bewegen, daß man sie in einem Staate entbehren könne.

Die Religion, und sie nur allein vermag einer Verfassung Dauer und Festigkeit zu geben, und je inniger sie mit derselben verbunden ist, je gleichern Schritt sie mit ihr hält, je gewisser darf man seyn, daß nichts sie zu erschüttern, nichts umzustürzen vermögend seyn werde. Würden wohl ohne diese Ueberzeugung alle in der Geschichte bekannten Gesetzgeber, so ängstlich darauf bedacht gewesen seyn, sie unter ih-

ren Mitbürgern herrschend zu erhalten? Würden sie wohl, ohne davon durchdrungen zu seyn, die Uebung der Religion, als die erste und heiligste Pflicht den Menschen anempfohlen haben? Von Gott erhielt Moses das jüdische Gesetz, Gott hatte ihm befohlen, den Staat und seinen Dienst nach von ihm selbst ertheilter Vorschrift zu regieren und einzurichten. Lykurg, Drako, Solon und alle ältern Gesetzgeber thaten ein gleiches, und Rom würde sich nie zu seiner Macht und Gröfse erhoben haben, wenn Numa ihm nicht göttliche Gesetze vorgeschrieben, wenn die Götter in zweifelhaften Fällen die Entschliessungen des Volks nicht geleitet hätten. Was anders vermochte Athens Bürger ihre Wohnungen, ihre Haabe und alles, was sie besaßen, zu verlassen, als der ihnen kundgethane Wille der Gottheit? Nicht Patriotismus war es, nicht Liebe zum allgemeinen Besten, nicht Themistokles hinreissende Beredsamkeit; ein Befehl des Orakels forderte diese heroischen Aufopferungen von ihnen, sie über-

ließen Athen dem Schutze der Götter, und diese retteten sie und das theure Vaterland. Wem wäre es gelungen, ihnen diesen Entschluß zu entreißen, wenn keine höhere Macht sie dazu vermocht hätte? Welcher Bürger dürfte sich schmeicheln, einen so entscheidenden Sieg über den Egoismus seiner Mitbürger davon zu tragen? Keiner, nicht Aristides, nicht Themistokles, die Lieblinge des Volks, die einzigen Stützen des sinkenden Staats hätten es vermocht; die Religion konnte es nur allein, und hätte Athen diese nicht gehabt, so wäre Griechenland die Beute der Barbaren geworden.

Ich kann es also nicht genug wiederholen, daß ohne Religion kein Staat, ohne Moral kein Gesetz, keine Verfassung bestehen könne. Die Natur derselben darf dem Gesetzgeber gleichgiltig seyn, wenn sie nur dem Zwecke entspricht, zu welchem sie bestimmt ist. Da es unmöglich ist, über Dinge, die außer unserm Gesichtskreise liegen, positive Gewißheit zuerlangen; so muß man sich

keinesweges an die Grundsätze stoßen, welche man in derselben anzunehmen für gut befunden hat. Jede Religion ist gut und dem allgemeinen Besten vortheilhaft, welche den Menschen zur Befolgung des sittlichen Gesetzes, und dadurch zum Gehorsam gegen das bürgerliche und politische Gesetz verbindet. Da wir aber bis jetzt noch keine kennen, deren Grundsätze einen entgegen gesetzten Zweck hätten, so müssen wir, wenn sie die Sittenlosigkeit begünstigen, und Aufruhr und Rebellion predigen, es nur allein dem übeln Gebrauche zuschreiben, zu welchem der Egoismus ihre Diener verleitet.

Die beste Religion ist jedoch diejenige, welche auf den großen Haufen den lebhaftesten Eindruck macht. Da es unmöglich ist, die Menge durch die Vernunft zu leiten, so muß dem Gesetzgeber jedes andere Mittel willkommen seyn, durch welches er auf eine leichtere und schnellere Art seinen Zweck erreichen kann. Aus diesem Grunde

hat man es von jeher der Politik angemessen gefunden, so viel äufseres Gepränge als möglich in die Uebungen der Religion zu verflechten. Alles, was auf die Sinne mächtig wirkt, ist im Stande schnelle Entschliessungen hervorzubringen, und je heiliger und undurchdringlicher der Schleier ist, mit welchem man die Geheimnisse der Religion umgiebt, je mehr darf man des Beyfalls der Menge versichert seyn. Es kommt hiebey keinesweges auf die Uebereinstimmung der Vernunft mit den Grundsätzen des Glaubens an; je schwerer diese zu finden ist, je wirksamer sind sie. Wenn nur das Ansehen, auf welchem eine Lehre beruht, von der Art ist, dafs es niemand so leicht wagen darf, ohne sich dem Zorne der Gottheit und der Verdammung auszusetzen, es in Zweifel zu ziehen, oder zu verachten; so darf der Staat allemal auf den Gehorsam seiner Bürger zählen, und der einzelne Mensch da nichts befürchten, wo der Schutz der Gesetze unzureichend ist.

Auch die bestehende Religion, sie mag noch so fehlerhaft seyn, ist die vortreflichste, vorausgesetzt, daß sie den Bedürfnissen der Menge angemessen ist, und den Absichten der Regierung entspricht. Da es noch weit schwerer ist, eine neue, allen Forderungen Genüge leistende Religion zu stiften, als eine neue Staatsverfassung zu entwerfen, so muß allen Regenten daran gelegen seyn, die einmal eingeführte so lange als möglich zu erhalten. Dieser Zweck ist sehr leicht zu erreichen, wenn sie selbst die größte Hochachtung dafür bezeugen, und sich nichts erlauben, was sie in den Augen des Pöbels herabsetzen könnte. Da dieser nun einmal dazu verdammt zu seyn scheint, zu glauben, was er nicht sieht, und da das Unerklärbare und Geheimnißvolle allezeit einen größern Eindruck auf ihn macht, als die einfachste Natur, so ist es Pflicht, diese Stimmung, wäre sie auch das absurdeste Vorurtheil, mit aller Schonung zu behandeln. Es ist überhaupt ungerecht, dem Menschen einen Glauben zu benehmen, der ihn glück-

lich macht, wenn man ihm dafür nichts besseres anbieten kann. Diejenigen irren, welche wähnen, daß die Vernunft dieses über den großen Haufen vermöge; sie ist weit unbegreiflicher für ihn und dabey schädlicher, als alle Mysterien der Religion.

KAPITEL VII.

VON DER BESTEN STAATS-
VERFASSUNG.

Nachdem ich die Triebfedern der menschlichen Handlungen untersucht, und gezeigt, wozu der Mensch unter den aufgestellten aus der Wirklichkeit abgezogenen Bedingungen fähig ist, schreite ich zur Analyse der uns bekannten Staatsverfassungen, um aus ihnen diejenige herauszufinden, welche den Bedürfnissen des heutigen Geschlechts am angemessensten zu seyn scheint.

Wenn die Beyspiele, welche uns die Geschichte aufbewahret hat, und das Alter einer Verfassung als vollgiltige Autoritäten angenommen zu werden verdienen, so erhält die monarchische *) vor allen den

*) Um allen Misseutungen auszuweichen, finde ich nöthig, mich über die Bedeutung

Vorzug, und kann gewissermaßen als die vollkommenste angesehen werden, weil sie die älteste, dauerhafteste und kräftigste ist.

zu erklären, in welcher ich in diesem, so wie in allen vorhergehenden und nachfolgenden Kapiteln, die Benennungen Monarchie und Monarche genommen habe und verstanden wissen will.

Ich halte mich genau an die erste Bedeutung der beyden griechischen Worte, aus welchen sie zusammengesetzt sind. Nach derselben betrachte ich den Monarchen keinesweges, als den souverainen und despotischen Regeuten eines Staats, wofür er in unsern Zeiten gewöhnlich angesehen wird. Er ist der Einzige unter seinen Mitbürgern, welchem die ausübende Gewalt und der erhabenste Posten im Staat anvertraut ist. Auf die Art und Weise, wie dieses geschieht, lasse ich mich nicht ein; auch die Dauer der Regierung eines Monarchen ist mir gleichgiltig, wenn er nur nicht seine Willkühr an die Stelle der Gesetze setzen darf. Uebrigens kann er Kaiser, König, Diktator, Konsul, oder Protektor heißen.

A. d. V.

So weit die Sage der Vorzeit reicht, finden wir, daß Alleinherrscher, mit mehr oder minder ausgedehnter Vollmacht, an der Spitze der Völker gestanden, in Kriegen den Oberbefehl geführt, und bey vorfallenden Streitigkeiten den Bürgern Recht gesprochen haben. Freylich waren sie nicht diejenigen unumschränkten Gebieter, zu welchen sich unsere Könige gemacht haben; aber die Ursache davon lag nicht darinn, weil es die Menschen für nachtheilig befunden hätten, ihnen so wenig Gewalt anzuvertrauen; nein, sie hatte ihren Grund in der geringen Anzahl ihrer Bedürfnisse, in der Einfachheit ihrer Sitten, und in jener Unverdorbenheit, vermöge welcher sie sich nur selten oder nie der Ahnung der Gesetze und des Monarchen aussetzten. Je reiner die Sitten eines Volks sind, je weniger bedarf es regiert zu werden; Ruthe und Geißel sind nur für den Bösen da; der gute und untadelhafte Bürger kann der Gesetze entbehren, dahingegen

diese ohne seine Unterstützung nicht bestehen können.

Wehrend dafs alle bekannte Republiken aufgelöset oder vernichtet worden sind, bestehen noch einige von denen Monarchien, die zur Zeit ihres grössten Flors mit ihnen wetteiferten, und schon früher als sie entstanden waren. Die Ursache davon kann nur allein in der Natur der Bestandtheile liegen, aus welchen beyde zusammen gesetzt sind; ja es scheint sogar, dafs diese letztern eben dadurch weit weniger der Vernichtung der Zeit und der Umstände unterworfen sind. Wir zehlen wenig Monarchien, die gänzlich zu existiren aufgehört, *) dahinge-

*) Der Untergang des macedonischen Reichs und der orientalischen und occidentalischen Kaiserthümer kann nicht als ein Gegenbeweis angeführt werden. Die monarchische Verfassung hörte mit der Vernichtung ihres Namens nicht auf, sie erlitten nur die Modifikation eines andern Oberherrn und anderer Formen. Eben so wage ich es auch noch nicht, Frankreich und Pohlen,

gen alle ehemals blühenden Republiken dieses Schicksal erlitten haben, und in einer oder mehrere Alleinherrschaften aufgelöst worden sind. — Und in der That, es hält weit schwerer eine Monarchie, als eine Republick aufzulösen; in jener braucht man freylich nur einen Einzigen beyseite zu schaffen, um oft das ganze Gebäude über den

als aus der Reihe der Monarchien auf immer ausgestrichen zu betrachten. Wenn, wie die Erfahrung bewiesen hat, alle große und mächtige Republiken eine auffallende Tendenz zur Alleinherrschaft in sich enthalten, so kann, nach zehnjährigem Streben, nach einem oft gehoftem, aber nie erhaltenen Glücke, Frankreich endlich auch wieder dahin zurückkehren. — Polens Wiederaufleben steht mit der Rückkehr jenes zur Verfassung eines Einzigen in der engsten Verbindung; wenigstens sehe ich nicht ab, wie man ohne dieses der Fackel der Zwietracht und des Krieges, wäre es auch nur auf zehn Jahre, ihre Zündkraft berechnen wollte. Anm. d. V. gesch. den 22. December 1799.

Haufen zu werfen; aber da eben dieser Einzige, und alle, welche nur durch ihn und mit ihm existiren, mit ihm auch alles verlieren und nichts zu gewinnen hoffen dürfen; so erfordert es ihr Interesse, kein Mittel unversucht zu lassen, um sich auf dem Platze zu erhalten, auf welchem sie einmal stehen. Nie aber ist der Mensch stärker, und nie vermag er mehr, als wenn es auf seine Selbsterhaltung ankommt. — In einer Republik hingegen ist es fast unmöglich, daß unter der Anzahl ihrer zahlreichen Magistratspersonen, sich nicht einige finden sollten, die Ursache hätten, sich über die Beschlüsse der Mehrheit zu beklagen. Aus diesen ersten Unzufriedenen entstehen mit der Zeit Partheien, an sie schließt sich die Menge sehr leicht an, alle Mißvergnügten machen gemeinschaftliche Sache mit ihnen, und so bringt endlich die Hoffnung in der neu zu errichtenden Verfassung eine glänzendere Rolle zu spielen, oder den Privathortheil besser zu besorgen, und das bestän-

dige Reiben der Faktionen ihre gänzliche Auflösung zu Stande.

Außer dieser Festigkeit und größern Dauer der Monarchien haben sie noch den Vortheil, daß in ihnen der Bürger oder Unterthan sich weit mehr auf die Wirkung der Gesetze, und ihren sichern Schutz verlassen kann. Wo nur einer zu befehlen hat, da ist allemal eine weit schnellere und pünktlichere Befolgung der gegebenen Befehle zu erwarten, als wo mehrere dazu beitragen müssen. In unserm gegenwärtigen Jahrhunderte, wo so viel auf die schnelle Ausübung der gefassten Entschliessungen ankommt, wird die Einheit ganz unentbehrlich, und wir haben unzehlige Beyspiele, daß, wenn andere noch berathschlagten, was zu thun sey, diejenigen schon handelten, bey denen es nur eines einzigen Entschlusses bedurfte, und eben deswegen den Vortheil auf ihre Seite neigten. Freylich kann der Wille eines Einzigen auch viel leichter zum Nachtheil anderer gelenkt werden; aber da niemand das Böse wegen des Bösen selbst thut,

so können diese Fälle nicht anders als höchst selten vorkommen. Und wenn es auch wirklich geschähe; so hat die monarchische Verfassung bey allen ihren Mängeln und Fehlern doch noch andere Vorzüge, dafs es sich leicht begreifen läfst, wie die Menschen, besonders in einer sehr zahlreichen Verbindung, ihr blos ehrenvolles Souverainitätsrecht dem allgemeinen Besten, und ihrem gegründeten Interesse haben aufopfern, und ihr Wohl und Weh einem Einzigen anvertrauen können. Diese Verfassung erhält in unsern Tagen besonders einen um so größern Werth vor der demokratischen, weil alle Staaten schon zu groß sind, um nach ihren Grundsätzen regiert zu werden; weil sie unsern Bedürfnissen am meisten entspricht, und weil die Monarchen einsehen gelernt haben, dafs ihre höchste und erhabenste Bestimmung die Verbreitung und Vermehrung der Masse des Volks glücks sey.

Selbst der Lebensgenuss gewinnt unter einer auf die Grundsätze der Gerechtigkeit gegründeten Monarchie, und der Bürger, wenn er sich ihnen nur auf das allgemeine Beste abzweckenden Gesetzen unterwirft, darf nie befürchten, daß ihm sein Eigenthum entzogen, oder daß er in seinen häuslichen Freuden werde gestöhrt werden. Wen Ehrgeitz entflammt, kann hoffen schneller seinen Zweck zu erreichen; wer nach Gold dürstet, dem wird Befriedigung und äußerst selten sind die Fälle, in welchen das wahre Verdienst unbelohnt bleibt oder nicht gehörig geschätzt wird. — Sparta und Rom unter den Konsulen hatten keine Künste, da hingegen Egypten und Athen aus Perikles Regierung Werke aufzuweisen haben, von welchen uns die Beschreibung schon mit der größten Bewunderung erfüllt. In neuern Zeiten fand die nehmliche Erscheinung statt. Keine der bekannten republikanischen Verfassungen hat so viel große Männer, Gelehrte und Künstler aufzuweisen, als Ludwig XIV. Ioseph II.

und ein Herzog Karl von Württemberg gebildet haben. Ohne mich darauf einzulassen, diese Erfahrung durch noch mehr Belege darzuthun, begnüge ich mich damit, sie durch die Stimmung, welche eine Verfassung vor der andern in den Bürgern nothwendig erzeugen muß, zu erläutern. Wenn in der einen ihre Pflicht und das allgemeine Beste sie auffordern, sich mit der jede Kunst ausschließenden Politik, und dem Kriegsdienste vorzugsweise zu beschäftigen; so hat der Unterthan in der andern die nöthige Muße und Zeit, seinen Kunstfleiß zu üben, und muß gewissermaßen, wenn Ehrgeitz ihn be-seelt, und wenig andere Wege, um zur Unsterblichkeit zu gelangen, ihm offen stehen, auf eine seinen Verhältnissen angemessene, aber von jenen verschiedene Weise sich auszuzeichnen suchen.

Und wodurch wird dem Bürger in einer demokratischen Verfassung der Genuß, welchen Litteratur und Künste gewehren, vergolten? Durch ein beständiges Hin- und Herschwanken zwischen Furcht und Hoff-

nung, durch eine unausgesetzte Thätigkeit, und durch die angestrengteste Aufmerksamkeit auf alles, was im Staate vorgeht. Wenn das Gute geschehen, und das Böse unterbleiben soll, darf er keinen Augenblick für sich leben, er hat keine Zeit, um sich zu sammeln, keine um sich zu erholen. Eine Verfassung, deren Wesen erfordert, sich ganz dem allgemeinen Besten aufzuopfern, und nie oder doch nur höchst selten an sich selbst zu denken, ist, man wende dawider ein, was man will, weder dem Geschmack noch der Denkungsart und den Bedürfnissen des heutigen Geschlechts angemessen. — Aber sie entspricht weit mehr als jede andere der Würde des Menschen. — Allerdings thut sie dieses, ja ich glaube sogar behaupten zu können, daß in gewissen Fällen, und unter gewissen Bedingungen die republikanische Verfassung einer jeden andern vorzuziehen sey. Aber daraus folgt noch nicht, daß sie überhaupt die beste, die dem Menschen vortheilhafteste sey. Um frey und Republikaner zu seyn, muß man lange erst

diese schwere Kunst gelernt und seine Kräfte gehörig geprüft haben; man muß wissen, ob man auch stark genug seyn werde, die damit verbundenen drückenden Pflichten zu erfüllen. Und dazu gehört wahrlich mehr, als man sich gewöhnlich einbildet; wer sich schmeichelt, daß es genug sey, ein Republikaner seyn zu wollen, um es wirklich zu seyn, irrt gewaltig. Kein Gesetz ist so lästig, so drückend, als das seinige; keines so strenge, so grausam möchte ich fast sagen, als das des freyen Bürgers. Wer wie Spartas Söhne nicht gelernt hat, sich mit der schlechtesten Kost zu begnügen, und dem allgemeinen Besten alles aufzuopfern, darf keine Ansprüche auf Republikanersinn machen. Der Weichling, der schwache, charakterlose, verzogene, verzärtelte und dem Egoismus hingeebene Bürger ist untauglich für eine solche Verfassung und wenn er Eigenliebe genug besitzt, um sich einzubilden, daß er ihr drückendes Joch zu ertragen im Stande seyn werde; so muß jeder Versuch dazu ihn zu Boden strecken, oder

zum niedrigen Sklaven einiger Mächtigen machen.

Aber worinn besteht denn nun eigentlich der wahre Vorzug der republikanischen Verfassung? — In der Fähigkeit des Volks, sich selbst Gesetze vorschreiben, seine Vorgesetzten wählen, seine Richter ernennen zu dürfen. Allein übt der Bürger auch wirklich dieses Recht in der Republik aus? — Keinesweges; denn je größer ihr Umfang ist, je mehr Beschränkungen muß es nothwendig wegen der Einheit und Schnelligkeit der politischen Operationen unterworfen werden. Die Wahl seiner Gesetzgeber bleibt ihm also nur allein übrig. Mit was für Mißbräuchen die Ausübung dieses Rechts verbunden ist, und wie oft es geschieht, daß die Intrigue über das stille Verdienst und die Rechtschaffenheit sieget, will ich hier nicht einmal in Anschlag bringen. Ich nehme an, daß die Gewählten alle dieses Vorzugs im höchsten Grade würdig sind, und frage nur, ob sie auch wirklich alle zur Verfertigung und Anschaffung der Gesetze

konkurriren? Nichts weniger als dieses; in einer Versammlung von sechshundert Personen giebt es kaum zehn, die im Stande sind, ein Gesetz zu entwerfen, und das Beste des Staats gehörig zu beurtheilen. Diese also nur allein sind die wahren Gesetzgeber, und die übrigen fünfhundert und neunzig nichts weiter als bloße Werkzeuge, welche jene zur Durchsetzung ihrer heilsamen oder schädlichen Absichten brauchen. Das Recht sich selbst Gesetze vorzuschreiben, kommt also schier auf das nemliche heraus, als wenn eine Regierung sie durch ihren Rath verfertigen läßt, und der einzige Unterschied zwischen beyden besteht darinn, daß, wenn diese dazu durch vielfältige Erfahrungen und ausgezeichnete Verdienste bekannte Staatsmänner beruft, die Bürger in Republiken diese Ehre Intriguanten und Neulingen oft übertragen. Die nemliche Bewandniß hat es mit der ihnen zukommenden Wahl der Richter und Magistratspersonen. Ihr ganzer Vortheil läuft auf eine sehr unbedeutende Schmeicheley ihrer Eitelkeit

hinaus, und oft müssen sie diese, wenn die getroffene Wahl übel ausfällt, nur zu theuer bezahlen. Und dafs dieses in Republiken sehr häufig der Fall sey, hat die Erfahrung sehr oft schon bestätigt. Wenn das bescheidene Verdienst wartet, bis man es aus seiner Unbekanntheit hervorzieht, drängen sich ehrgeizige Demagogen vor, und suchen durch Schmeicheleyen und Bestechungen das nie nach richtiger Ueberlegung handelnde Volk für sich einzunehmen. Dieser Mißbrauch aber kann nur selten in einer Monarchie statt finden; denn da jeder Beamte in derselben nur allmählig höher steigen, und durch lange Dienstjahre seine Fähigkeit zu wichtigern Aemtern beweisen muß, so sind dergleichen Fehlgriffe weit weniger zu befürchten. Freylich geschieht es oft, dafs auch hier Gunst und Partheilichkeit das Beste des Staats aus den Augen setzen; aber diese Fälle sind keinesweges mit den schlimmen Wahlen zu vergleichen, wie sie in allen demokratischen Verfassungen so häufig vorkommen.

In unserm verderbten Zeitalter besonders giebt es fast keine einzige Volkswahl oder allgemeine Versammlung der Bürger, in welcher die Intrigue und das Interesse nicht den Sieg davon trügen. Man nenne mir eine einzige demokratische, aristokratische und oligarchische Verfassung, in welcher dieses nicht der Fall ist, und ich nehme sogleich meine Behauptung wieder zurück. In der ehemals so glücklichen Schweiz, wo Sittlichkeit und Tugend weniger ausgestorben waren, als in jedem andern Lande, da entschieden dennoch in den kleinen Kantonen das Interesse und in den größern die Gunst und Partheilichkeit über die wichtigsten Angelegenheiten der Republick. Ich führe darüber Frankreich nicht an; denn dieses war nie ein Freystaat, seine Bürger waren nie Republikaner, und was noch mehr ist, sie haben nie den wahren Sinn dieses Worts gekannt, und werden ihn auch nie kennen lernen. England, Holland, Polen und alle Staaten, welche sich vermöge des representativen Systems zur republikanischen Verfassung hinneigen, befinden

den

den sich alle in dem nehmlichen Falle. Die Ausübung des Rechts des Volks seine Gesetzgeber wählen zu dürfen, ist also im Grunde nichts anders als eine leere Ceremonie, und es spielt dabey jedesmal nur diejenige Rolle, welche es dem Direktor gefällt, ihm aufzutragen.

Die Form einer Staatsverfassung, sie sey welche sie wolle, ist daher ganz gleichgiltig, und trägt wenig oder nichts zur Beförderung des allgemeinen Bestens bey. Der philosophische Despotismus, so wie der demokratische Republikanismus sind im Stande die nehmlichen Resultate hervor zu bringen; Alles kommt auf die Güte der Gesetze an. Sind diese den Bedürfnissen eines Volks und dem Zeitalter angemessen, dann ist die Frage überflüssig, wer sie gegeben hat. Die Vernunft ist so wie die Kunst eins und untheilbar; ihre Resultate sind in den nehmlichen Verhältnissen allezeit die nehmlichen; die Menge erzeugt sie nicht, wenn sie nicht zuvor sich in jedem Einzelnen besonders geäußert hat.

Die beste Verfassung ist jedoch die bestehende, und wenn sie auch noch so fehlerhaft wäre, so sind ihre Nachtheile doch keinesweges mit denen einer Revolution und der daraus nothwendig entstehenden Anarchie zu vergleichen. Alle Systeme neuer Regierungsformen können in der Theorie sehr schön und nützlich seyn; gut aber nur sind diejenigen, welche die Erfahrung als solche bewiesen hat. Wenn es dem Philosophen eben so leicht wäre, eine Menschengattung zu schaffen, wie er sie sich denkt oder wie sie seyn sollte, dann würde er sie ohne Mühe durch die vollkommenste demokratische Verfassung zu einem schönen Ganzen vereinigen können. So lange sie aber bleibt, wie ich sie oben beschrieben habe, sind alle seine Entwürfe Träume, deren Erfüllung noch im weiten Felde ist. Aber wie gesagt, der aufgeklärte, tugendhafte und starke Mensch bedarf keiner Gesetze und keiner Verfassung, beyde dienen nur allein dem schwachen und unvollkommenen zur Stütze, und zum Zügel dem Ausgelas-

senen. Diesen Zweck zu erreichen, in jedem Verhältnisse und mit der möglichst größten Schonung des ursprünglichen Rechts des Menschen, ist und muß des Gesetzgebers erste und erhabenste Pflicht seyn.

For forms of Government let Fools contest
Whate' er is best administerd, is best.

Pope.



KAPITEL VIII.

VON DEM WESEN UND DEM ZWECKE DER GESETZGEBUNG.

Aus dem, was ich in dem vorhergehenden Kapitel gesagt habe, erhellet, daß es gleichviel sey, wer der Verfasser und Geber eines Gesetzes ist, wenn es nur den Bedürfnissen einer Nation, dem Zeitalter und den Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit angemessen ist. Die Versammlung der Gesetzgeber bestehe aus tausend und mehr Personen, so wird sie doch nichts Vollkommenes zu beschließen im Stande seyn, wenn nicht einige helle und aufgeklärte Köpfe sich unter ihnen befinden, und den übrigen den Weg bezeichnen, welchen sie, um ihren Zweck zu erreichen, einschlagen müssen. Ihr einziges Geschäft kann also nur in der Billigung der vorgeschlagenen Gesetze liegen, und es scheint, als erhielten sie eine

größere Wirksamkeit, wenn das Volk sich dadurch zu ihrer Befolgung gewissermaßen selbst anheischig macht. Aber auch dieser Vortheil ist nichts weniger als reel; denn da es kein allen gleich angenehmes und vortheilhaftes Gesetz geben kann, besonders in einer Republick von ausgedehntem Umfange, so steht nicht zu erwarten, daß alle Staatsbürger gleich damit zufrieden seyn werden. Ferner wenn es von ihnen abhängt ein Gesetz zu billigen, so müssen sie auch im entgegengesetzten Falle das Recht haben, ihm ihren Gehorsam zu versagen. Es ist nicht nöthig, daß dieses durch eine ausdrückliche Erklärung der Gesetzgeber oder des Volks geschehe; sobald die Mehrheit oder auch nur die Minderheit ihm ihren Beyfall versagt, dann muß es der ausübenden Macht nothwendig an den gehörigen Zwangsmitteln fehlen, dem gegebenen Gesetze Ansehen und Wirksamkeit zu verschaffen. In einem monarchischen Staate kann dieser Fall entweder nie statt finden, oder wenn er wirklich eintritt, so können die Resultate unmöglich die

nehmlichen seyn. Die Einheit des Willens leidet keinen gesetzmässigen Ungehorsam in einer Monarchie, und nichts ist leichter als ihm vorzubeugen oder unwirksam zu machen, wenn er wirklich statt findet.

Ich will gern zugeben, daß diese Strenge oft grausam und ungerecht erscheinen mag. Allein wenn es auf die Erhaltung des Ganzen ankommt, so müssen keine Privatabsichten den Alleinherrscher abhalten, den Ungehorsam gegen irgend ein bestehendes Gesetz um sich greifen zu lassen. Jedoch da das wahre Interesse der Regenten allen drückenden Verordnungen schon an und für sich zuwider ist, und die schlimmsten Folgen aus dem Gegentheil entstehen können; so ist dieser Ungehorsam weit weniger zu befürchten, als in einer Verfassung, in welcher den Leidenschaften, dem Partheygeiste, der Haabsucht und der Dummheit ein so ausgedehnter Spielraum angewiesen wird. Jemehr also Individuen zur Verfassung und Entwerfung eines Gesetzes hinzugelassen werden, je weniger darf man hoffen, durch sie den

wahren Zweck der Gesetzgebung erreicht zu sehen. Es ist ein leichtes die Strafen zu bestimmen, mit welchen ein jedes Vergehen belegt zu werden verdient, oder durch lange und theure Erfahrungen das einem Staate Vortheilhafte und Nützliche endlich aufzufinden; aber ihnen vorzubeugen, sie zu hindern, unmöglich zu machen und die Bedürfnisse eines Landes sogleich zu übersehen, und zu befriedigen, dazu gehören mehr Kenntnisse, Einsichten und ein viel tieferes Nachdenken, als man bey einer grossen Versammlung, deren Mitglieder mit der Staatskunst unbekannt sind, und oft ihre Privatabsichten an die Stelle des allgemeinen Besten setzen, annehmen darf. Und doch kann sich der Gesetzgeber nur alsdann schmeicheln, seine Pflicht gethan zu haben, wenn er diesen erhabnen Zweck erreicht hat.

Es nicht genug, dafs ein Regent oder was für einen Nahmen man auch denen beylegen will, welchen das Wohl und Weh der Menschen anvertrauet ist, in allen seinen Unter-

nehmungen oder Verordnungen das ursprüngliche Recht des Menschen unangetastet lasse. Ich habe weiter oben schon gezeigt, daß es so vielfältigen Modifikationen unterworfen und so sehr beschränkt werden könne, daß wenn nur eine Spur davon übrig bleibt, man es als unvernichtet ansehen kann. Es ist daher nichts leichter, als den Druck zu einer Höhe zu treiben, daß er unausstehlich wird, ohne daß jedoch der Mensch ein gegründetes Recht hätte, seine Nachlassung mit Gewalt zu fordern. Aber nichts destoweniger bleibt es Schuldigkeit des Gesetzgebers und ist allemal dem Besten des Staats angemessener, wenn er jede Verfügung auf selbiges zu gründen sucht, und es so wenig als möglich beschränkt. Der Mensch kann viel erdulden, er läßt sich viel gefallen, und ist schwer aufs Aeufserste zu bringen. Aber es giebt einen gewissen Punkt, über welchen hinaus man seine Geduld nie treiben muß; wo dieses geschieht, da darf man alles von ihm erwarten, er wird Tieger, wenn er zuvor das sanfteste Lamm gewesen war.

Alle dergleichen Ausbrüche aber, so wie jedes andere Verbrechen muß der Gesetzgeber zu verhindern und ihnen vorzubeugen suchen. Zu diesem Ende muß er sich vorzüglich mit den allgemeinen und besondern Triebfedern der menschlichen Thätigkeit bekannt machen, und die Bewegungsgründe genau zu erforschen bemüht seyn, welche ihn zur Handlung bestimmen. Hat er es einmal in der Kenntniß des menschlichen Herzens dahin gebracht, und auch die nothwendigsten Bedürfnisse eines Landes kennen gelernt, dann wird es ihm ein leichtes seyn, nicht nur zweckmäßige Gesetze zu entwerfen, sondern ihnen auch jenes Ansehen zu versichern, ohne welches sie ohne alle Wirksamkeit bleiben würden.

Außer diesem bietet ihm auch die Religion ein Mittel an, wodurch er sich die Erreichung seines Zweckes außerordentlich erleichtern kann. Wenn sie mit der Verfassung eines Staats so innig verbunden ist, daß sie ihr nur nützlich, aber nie schädlich werden kann, so wirkt sie da schon, wo das

Gesetz noch schläft, und stiftet Gutes oder verhütet das Böse, wo es unzureichend ist. Da dieses Hülfsmittel jedoch nur auf schwache Seelen anwendbar ist, und über diejenige nichts vermag, welchen entweder nichts heilig oder in denen alles moralische Gefühl unterdrückt ist, so muß der Gesetzgeber bemüht seyn, das Interesse Aller und eines jeden Einzelnen an die Aufrechthaltung und Befolgung seiner Vorschriften zu binden. In dem ersten Falle müssen sie von allgemein anerkannter Nützlichkeit seyn, im zweyten muß den Menschen nichts sie zu übertreten verführen können. Die Auflösung dieses Problems, so schwer sie scheint, ist nichts destoweniger sehr leicht zu finden. Man Sorge dafür, daß es niemand an dem nöthigen Lebensunterhalte fehle, gebe den Müßigen Beschäftigung, und lasse sich eine zweckmäßige und vortheilbringende Thätigkeit Einzelner sowosl als ganzer Körperschaften angelegen seyn, und der Mensch wird des Nothdürftigen gewiß, und der Arbeit gewohnt und befließen, weder Zeit haben

noch sich auch gelüsten lassen, durch Verbrechen zu erlangen, was er auf eine ehrenvolle Art sich verschaffen kann.

Durch dieses Mittel kann man den gröbern Verbrechen in der Gesellschaft nicht nur vorbeugen, sondern sie sogar unmöglich machen. Ein dem Volke durch die Erziehung tief eingepprägter Abscheu vor dem Laster wird noch mehr zur Erreichung dieses Zwecks beytragen. — Die Beyspiele von Strafen, sind wegen ihrer häufigen Anwendung schon so gut als unwirksam geworden. Ueberdies reitzen sie zu sehr den in der Menge so mächtigen Hang nach Schauspielen und machen im Grunde keinen andern Eindruck auf sie, als welchen ungewöhnliche Szenen hervorzubringen pflegen. Daher bin ich sehr geneigt, alle öffentlichen Strafen für nachtheilig zu erklären, und wenn sie auch dieses nicht sind, so entsprechen sie doch gewifs der Absicht nicht, welche man dadurch zu erreichen hoft.

Aus dem Gesagten erhellet, ohne daß ich es zu erinnern brauche, daß die streng-

ste Gerechtigkeit bey keinem einzigen Gesetze fehlen dürfe. Diese wird man nicht vermissen, wenn es den Kräften und Bedürfnissen der Bürger eines Staats angemessen ist, wenn es keinen vor dem andern begünstigt, jede durch die Verfassung angenommene und bestätigte Klasse bey ihren besondern Rechten schützt, und überhaupt nichts zuläßt, was irgend jemand zum Nachtheil gereichen könnte. — Die Abschaffung der eingeschlichenen Misbräuche ist einer ihrer würdigsten Zwecke, und darf keinesweges vernachlässiget werden. So schwer auch jedes tief eingewurzelte Uebel zu heben ist, so muß man sich doch dadurch nicht abschrecken lassen, sondern vielmehr alles anwenden, um ihm seine Wirksamkeit zu benehmen. Die dadurch hervorgebrachte Erschütterung greift oft freylich weiter um sich, als man Ursache zu vermuthen hatte; aber wenn der Nachtheil der daraus entsteht, nur vorübergehend ist, so fressen verjährte Misbräuche wie Krebschäden immer mehr um sich.

Wenn der Gesetzgeber in einem bestehenden Staate, der Regent sey durch eine Konstitution gebunden oder nicht, diese Bedingungen erfüllt, so hat das Volk nicht nur kein anderes als ein eingebildetes Interesse, die Ausübung dieses Vorzuges für sich zu fordern, sondern es darf sich sogar nicht einmal schmeicheln, daß es etwas ähnliches und noch vielweniger etwas besseres zu schaffen im Stande seyn werde. Die Menge der Gesetzgeber steht mit der Auffindung des Guten, Vortheilhaften und Nützlichen so sehr im Widerspruche, und die Leidenschaften haben einen so mächtigen Einfluß auf sie, daß es ihnen unmöglich gelingen kann, ihre Bestimmung zu erfüllen. Da hier nicht von einer der Würde des Menschen angemessenen Staatsverfassung die Rede ist, und ich nur die Absicht zu zeigen habe, unter welchen Gesetzen der heutige Bürger oder Unterthan glücklich und zufrieden seyn könne, so folgt nothwendig daraus, daß es allein unter zweckmäßigen,

allgemein bekannten, deutlichen,
vortheilhaften, den Zeitumstän-
den gemäßen, und auf das ur-
sprüngliche Recht des Menschen
gegründeten geschehen könne.

KAPITEL IX.

VON DER GEWISSENS-DENK-UND PRESSFREIHEIT.

In einer jeden wohleingerichteten Staatsverfassung darf der Unterthan oder Bürger fordern, daß es ihm frey stehe, in Religions-sachen zu glauben, was er seiner Ueberzeugung oder seiner Erziehung gemäß für gut, wahr, heilsam und nützlich anerkannt hat. Die einzige Bedingung, welche ihm der Regent hierüber aufzulegen ein gegründetes Recht hat, ist, daß seine Glaubensmeinung durch ihre Aeufserung zur Untergrabung der bestehenden Verfassung des Landes nicht beytrage, daß sie den guten Sitten nicht nachtheilig sey, und die Erhaltung und Beförderung des allgemeinen Bestens nicht hindere. So lange der gehorchende Theil sich zur pünktlichen Erfüllung dieser Bedin-

gungen anheischig macht, und sie sich wirklich angelegen seyn läßt, darf und kann keine Regierung ihn hindern zu glauben, was er für gut befindet; ja ich wage es zu behaupten, daß sie auch dann kein Recht habe, ihn zu verfolgen, wenn sich Einzelne einfallen lassen sollten, jeder positiven Religion zu entsagen oder alles abzuleugnen, was den wesentlichsten Bestandtheil derselben ausmacht und ohne welchen keine bestehen kann.

Als die Menschen ihre Kräfte zu einem Zweck vereinigten, nannten sie dasjenige Wesen noch nicht, dessen Gröfse und Macht ihnen in der Folge den Gedanken einflöfste, es auf irgend eine Weise zu verehren. Wir können also nicht innerhalb den Grenzen des natürlichen Rechts die Befugnifs auffinden, vermöge welcher es der Gesellschaft zusteht, diese oder jene Verehrung zu hindern oder zu befördern. Alles kommt folglich dabey auf ihre Uebereinstimmung mit der bestehenden Verfassung an, und sobald diese nicht darunter leidet oder nichts davon

von

von zu befürchten hat, kann es einerley seyn, unter welchen Benennungen und mit was für Ceremonien man das höchste Wesen anzubeten für gut befindet.

So lange die Menschen nur eine einzige Art der Verehrung des höchsten Wesens kannten, durfte man allerdings von ihnen fordern, daß sie sich nicht von ihr entfernten oder sie vernachlässigten. Von ihr hieng zu jener Zeit die Erhaltung der ersten Gesetze ab, sie gab ihnen das gehörige Ansehen und sie mußten unwirksam werden, wenn sie ein höheres Wesen anzuerkennen oder ihm die gehörige Ehrfurcht zu bringen sich weigerten. Im ersten Falle verfielen sie wieder in ihre ehemalige Zügellosigkeit zurück, im zweiten konnten sie leicht durch die Einführung eines neuen Dienstes der Gottheit, welcher sie den aufgestellten und angenommenen Grundsätzen entgegen gesetzte Gesinnungen und Absichten zugeschrieben hätten, neue und dem Besten der Gesellschaft nachtheilige Verhaltensregeln geltend zu machen suchen. — Dieses alles ist

heute nicht mehr zu befürchten; jede Religion, jede Sekte ist auf gewisse allgemein anerkannte Moralprincipien zurückgeführt; die bestehenden Verfassungen haben alle Ansehen und Festigkeit genug, um nichts von theilweisen Religionsneuerungen zu befürchten, und da es überhaupt nicht denkbar ist, dafs es möglich sey, eine neue Religion zu gründen, ohne sie auf das sittliche Gesetz zu stützen, folglich ohne dem positiven seine sicherste Grundlage zu lassen; so sehe ich nicht ab, was der Staat für ein richtig berechnetes Interesse haben könne, sich gewissen Glaubensmeinungen überhaupt, und jeden Neuerungen in diesem Fache zu widersetzen.

Alle Vorstellungen von Gott und jede Art des göttlichen Dienstes, können und dürfen keinesweges einer Regierung die geringste Unruhe verursachen. Ihre Zulassung ist unschädlich, sobald sie dem allgemeinen Besten nicht nachtheilig ist oder werden kann. Die ausgedehnteste Gewissensfreyheit muß unter dieser Bedingung statt finden,

und beyde, Toleranz und Intoleranz, sind absurd, und liegen ausserhalb den Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt. Da sie keine Bürger für den Himmel ziehen soll, da sie den Auftrag nicht erhalten hat, für ihr ewiges, sondern nur für ihr zeitliches Wohl zu sorgen; so hat sie auch kein Recht, sich darein zu mischen, wie der Mensch sich mit dem höchsten Wesen abfinden, oder wie er ihm dienen soll. Dieses muß eines jeden besondern Einsicht überlassen werden, und ihr kommt es nur allein zu, darauf zu sehen, daß die öffentliche Ruhe dadurch nicht gestöhret oder den Gesetzen das nöthige Ansehen entzogen werde. Nicht einmal tolerant darf eine Regierung in Religions- und Glaubenssachen seyn; denn auch die Duldung überschreitet die Grenzen ihrer Gewalt, und sie erlaubt dadurch gewissermaßen dem höchsten Wesen diejenige Huldigung von dem Menschen anzunehmen, welche sie ihm darzubringen gestattet hat, oder verbietet durch die Intoleranz der Gottheit, die ihr dargebrachte Verehrung sich gefallen

zu lassen. — In jedem Religionsdienste giebt es zwey verschiedene Wesen, eins welches anbetet, und das andere, welches angebetet wird. Wenn man also den Menschen hindert, dieses auf eine ihm beliebige Art zu thun, so will dieses mit andern Worten sagen, daß man der Gottheit verbietet, seine Anbetung anzunehmen; die nehmliche, aber umgekehrte Bewandniß findet statt, wenn von der Duldung die Rede ist.

Die Handlungen des Menschen sind nur allein der Aufsicht und Ahnung des Staats unterworfen, und nicht die Gewissen, nicht der Glauben oder die Meynungen der Bürger. So lange diese nicht in Thaten übergehen, kann keine Macht auf Erden ihnen Zwang anlegen, und wenn sie sich auf eine sichtbare Art äußern, dann ist es nicht der Gedanke oder der Grundsatz, der, wenn er dem allgemeinen Besten der Gesellschaft zuwider ist, Strafe verdient, sondern nur die daraus entstandene schädliche Handlung. Ueber diese Grenzen hinaus ist es nicht nur ungerecht, ja sogar unmöglich und lä-

cherlich, sich irgend eine Gewalt anmassen zu wollen, die im Grunde nie zu etwas anderm als zum Deckmantel geheim gehaltener Absichten oder despotischer Entwürfe dienen kann.

Wenn keine Macht im Stande ist, dem Bürger oder Unterthan zu befehlen, was er glauben und denken, oder was er nicht glauben und nicht denken soll, so kommt es ihr wieder sehr wohl zu, die Grenzen zu bestimmen, innerhalb welcher er sich in Ansehung der Mittheilung seiner Grundsätze und Meinungen zu halten habe. Sobald diese stattfindet, ist Handlung da und der Staat erhält ein Recht, sie der Billigung oder Ahnung der Gesetze zu unterwerfen. Dieses Recht fließt aus dem Grundsätze, vermöge welchem der Mensch nur für seine eigene und nicht für anderer Vervollkommnung zu sorgen verbunden ist. Wenn es ihm also erlaubt seyn soll, andern seine erworbenen Begriffe mitzutheilen, so muß er sich zuvor erst ihre Einwilligung dazu verschafft haben. Dieses aber ist nach der

heutigen Organisation unserer Gesellschaften nicht möglich, und wenn also keine von ihnen im Stande zu bestimmen ist, was allgemein gut, nützlich und vortheilhaft sey, so ist es billig, daß die Obrigkeit an ihrer Stelle das Wort nehme; sie, die vermöge des erhabenen Postens, auf welchem sie sich befindet, das Ganze nur allein übersehen, und daher auch am besten beurtheilen kann, was dem Staate nützlich oder schädlich ist.

Die Grenzen der Pressfreyheit zu bestimmen, kommt daher einer jeden Regierung mit dem größten Rechte zu. Ihre Ausdehnung oder Beschränkung hängt von den besondern Bedürfnissen, dem Grade der herrschenden Aufklärung, und den mehr oder weniger vortheilhaften oder schädlichen Folgen, die daraus für das Ganze entstehen können, ab. Der Schluss ist sehr unrichtig, daß was in einem Lande zu drucken oder bekannt zu machen erlaubt ist, auch in andern nicht verboten werden dürfe. Ein neuer Grundsatz, welcher in einem Staate wenig oder gar kein Aufsehen erregt,

kann in einem andern zu Folgen Veranlassung geben, die für das Ganze die nachtheiligste Wirkung erzeugen können. Hiebey kommt sehr viel, wenn nicht alles auf die Stimmung und die Aufklärung einer Nation an; denn auch Gifte sind gewissen Körpern unschädlich, die in andern die fürchterlichste Zerstörung hervorbringen.

Wenn ich aber einer Regierung das Recht einräume, die Grenzen der Pressfreyheit zu bestimmen, so ist es keinesweges meine Absicht, alle ihre Vorkehrungen gut zu heißen, vermöge welchen sie den Umlauf und die Verbreitung gewisser Wahrheiten gänzlich zu verhindern suchen kann. In einem Staate, wo das allgemeine Beste das höchste Gesetz des Regenten ist, darf man dieses freylich nicht befürchten. Aber da sich dennoch Fälle denken lassen, in welchen Kurzsichtigkeit oder die einer Regierung unanständigen Leidenschaften sie vermögen können, die ihr anvertraute Gewalt hierüber weiter auszudehnen, als es ihr eigentlich zukommt; so ist es nothwendig,

dafs der Unterthan durch unwandelbare, dem allgemeinen Besten und den Bedürfnissen der Zeit angemessene Druckgesetze unterrichtet werde, über was für Gegenstände er seinen Scharfsinn zu üben oder andere zu unterrichten befugt sey. — Uneingeschränkte Pressfreyheit ist ein zweyschneidiges Schwerdt in der Hand eines Wahnsinnigen; sie frommt weit mehr den Leidenschaften in der Eitelkeit, als dem wahren Verdienste.

Aber heilig müssen jeder Regierung die Ergiefsungen der Freundschaft oder die in traulichem Zirkel gehaltenen Gespräche seyn. So sehr sie ein Recht hat, auf alle öffentliche Reden zu achten, und die Grundsätze zu bestimmen, welche einem ganzen Publikum vorgetragen werden dürfen, so wenig kommt es ihr zu, so schändlich und ungerecht handelt sie, wenn sie Worte im Vertrauen und oft ohne Absicht und Ueberlegung gesprochen, ihrer Misbilligung unterwirft und Veranlassung davon nimmt, übrigens gute und untadelhafte Bürger deswegen zu verfolgen. Was bey verschlossenen Thüren gesagt wird,

darf sie nichts angehen, wenn der Zweck eine Verschwörung dadurch anzuzetteln oder gewisse schädliche Grundsätze in Umlauf zu bringen, nicht am hellen Tage liegt. Der Bürger nur allein, von welchem es bekannt ist, daß er seine dem allgemeinen Besten schädliche Lehre von Haus zu Hause trägt, und sich ein geflissentliches Geschäft daraus macht, sie zu verbreiten, verdient ihre Aufmerksamkeit und Ahnung; aber wo diese Absicht nicht statt findet, da muß man, wenn es dennoch geschieht, eine unverzeihliche Schwäche oder despotische Tyranney voraussetzen, und kann sie ungescheut mit dem Fluche der tiefgekränkten Menschheit belegen. — Gebehrdenspäher und Geschichtenträger stiften oft mehr Unheil in der Welt, als Gift und Dolch in der Hand des Mörders.

KAPITEL X.

VON DER BUERGERLICHEN GLEICHHEIT.

Die einzig mögliche, vortheilhafte, ja nothwendige Gleichheit, die in jedem Staate statt finden kann, ist die Gleichheit vor dem Gesetze; der Arme, so wie der Reiche, der Hohe so wie der Niedrige, alle Bürger ohne Unterschied, ohne Ausnahme, müssen sich seines Schutzes zu erfreuen und seine Ahnung zu befürchten haben.

Ich habe zu seiner Zeit darzuthun gesucht, daß die absolute Gleichheit nichts weniger als ein Recht des Menschen, sondern höchstens nur als ein Attribut desselben angesehen werden könne und müsse. Aber von der Gesellschaft hängt es ab, sie in ihrem ausgedehntesten Umfange oder unter gewissen Beschränkungen oder ganz und

gar nicht anzunehmen. Im ersten Falle kann sie wirklich nur dann statt finden, wenn der Staatskörper aus einer geringen Anzahl Bürger. zusammengesetzt ist, und die Lage des Landes, welches sie bewohnen, seine Fruchtbarkeit und der unter ihnen stattfindende Grad der Aufklärung und moralischen Vollkommenheit, es ihnen gewissermaßen unmöglich machen, sich über andere zu erheben. Wo diese Bedingungen nicht vorwalten, da ist und bleibt die absolute Gleichheit eine Chimäre die aller Bemühungen ungeachtet, nie in die Wirklichkeit übergetragen werden kann. Die Nivellirung der Vermögen ist keinesweges hinreichend dazu; sobald man die physischen und moralischen Fähigkeiten des Menschen nicht unter einen festgesetzten Maafsstab bringen, und darunter erhalten kann, bleibt sie nichts weiter als ein demagogischer Kunstgrif, geschickt die leichtgläubige Menge dafür einzunehmen. Die Ungleichheit ist zu sehr in der Natur gegründet, und in ihre geheimsten Operationen so innig verflochten,

dafs so lange es Menschen geben wird, wir ihre Wirkungen verspühren werden.

Die einzig mögliche Gleichheit ist und bleibt, wie ich schon gesagt habe, die bürgerliche; diejenige, vermöge welcher jeder Bürger in seinem Stande auf den Schutz der Gesetze Anspruch machen, und über seine Handlungen einen für alle gleich schonenden oder gleich strafenden Richter verlangen darf. In einem Staate, wo dieses statt findet, da hat der Bürger nicht nur Ursache, damit zufrieden zu seyn, sondern darf auch aus politischen Gründen und ohne ungerecht zu handeln, nicht auf die Abschaffung der in den Gesellschaften durchaus nothwendigen Abstufungen dringen. Da der Mensch nur aus Ehrgeitz, oder aus Interesse, oder wegen beyden zugleich thätig ist, und dadurch fähig wird, dem allgemeinen Besten Vortheile zu verschaffen; so mufs dem Regenten alles daran gelegen seyn, die Mittel, und diesen Zweck zu erreichen, so sehr als möglich zu vervielfältigen. Aus diesem Grunde sind der Adel, Ehrentitel, Stern und Bän-

der keinesweges so unbedeutend und lächerlich, als man sie in unsern Tagen darstellen möchte. Es kann Fälle geben, wo der Staat mit allen seinen Schätzen nicht ausreicht, um jemand nach Verdienst zu belohnen, und zu stets neuer und nützlicher Thätigkeit anzu-spornen; andere, in welchen die gewöhnlichen Mittel, die Eitelkeit oder den Stolz zu befriedigen, unzulänglich sind und tausend andere, wo die Absicht am Tage liegt, daß nur der Wunsch sich in eine höhere Sphere zu erheben, jemand zum Helden gemacht hat. In allen diesen wirken Adelsdiplome, ein Band, oder sonst eine philosophische Kleinigkeit, die aber für die Menschen einen sehr hohen Werth haben, mehr als Gold oder das stolze Bewußtseyn stiller erhabener Gröfse.

Die Abstufungen in der Gesellschaft sind also politisch nothwendig und vortheilhaft, wenn sie den Bürger anspornen, sich um das allgemeine Beste verdient zu machen; sie sind zulässig, wenn sie unsern Bedürfnissen angemessen sind, und gerecht,

wenn sie weder der Würde noch den Rechten der Menschheit widersprechen. Dann nur allein werden sie schädlich und verdienen andern Bedingungen unterworfen zu werden, wenn sie nicht mehr als eine Belohnung des Verdienstes und hoher Tugenden angesehen werden können, wenn sie für andere Klassen drückend und lästig, und ein Freibrief von Strafen sind. Leider giebt es der Fälle sehr viele, in welchen man den Adel nur in die Anzahl von Ahnen und nicht in die Menge der geleisteten Verdienste setzt. Alsdann muß der aufgeklärte Bürger sich damit trösten, daß ein Mensch, der jene nur aufzuweisen hat, eben deswegen in seiner ganzen Nichtigkeit erscheint und mehr verachtet zu werden verdient, als ein anderer, der wegen der niedrigern Stufe, auf welcher er sich befindet, weniger zu leisten verbunden ist.

Man lasse also den Adlichen ihr glänzendes aber mit unendlichen Aufopferungen verbundenes Vorrecht, und beneide ihnen die Obliegenheit nicht, größern Nutzen zu

stiften, als der gemeine Bürger; man lasse es ihnen und suche sich entweder zu ihnen durch erhabene Thaten hinaufzuschwingen oder begnüge sich vielmehr mit dem weit edlern Bewußtseyn, im Stillen Gutes gestiftet, und Glück und Seegen um sich her verbreitet zu haben. Wer in sich den Beruf dazu fühlt, dem wird es nie an Gelegenheit ihm zu folgen fehlen, und Heil dem Bürger, der ihn nicht in sich unterdrückt.

So muß der Mensch in unsern Gesellschaften denken und handeln, und wo es wirklich geschieht, da ist es auch Pflicht für den Regenten, ihn vor allen Kränkungen zu sichern, welchen er sich, in einem Staate mehr, in andern weniger, zur Schande der Menschheit von Seiten seiner höhern Mitbürger noch ausgesetzt sieht. Diesen Zweck wird er sehr leicht, und wie ich der Meinung bin, auch ohne auffallende Nachteile für das Ganze, erreichen, wenn er in allen seinen Anordnungen mehr auf das Beste der niedrigern als der höhern Klassen

Rücksicht nimmt. Diese sind ohnedies schon in dem Besitz aller Vortheile, welche ihnen die Schmeicheley, die mit ihrem Stande verbundenen Auszeichnungen und die erhabenen Posten, welche sie bekleiden, gewähren. Ueberdies so verschaffen ihnen auch ihre Reichthümer und ihr Anhang ein oft größeres Uebergewicht über die andern Stände, als mit dem allgemeinen Befsten bestehen kann, und setzen sie in den Fall, dem Gesetze da auszuweichen, wo es den gemeinen Mann zu Boden drückt. Da man bey ihnen ebenfalls einen höhern Grad der Bildung voraussetzen kann, so ist der Gesetzgeber berechtigt, mehr von ihnen, als von andern zu fordern, ja er darf nicht befürchten, ungerecht zu werden, wenn er aus allen diesen Rücksichten nicht nur strenger gegen sie ist, sondern sie auch jedesmal vor den Bürgerlichen der Strafe unterwirft, sollren sie diese auch wirklich weniger als sie verdient haben.

Auf die Gleichheit vor dem Gesetze folgt unmittelbar die Gleichheit des Verdienstes

stes und der Talente. In Ansehung dieser muß durchaus nicht der geringste Unterschied statt finden, und wenn die nothwendigen Abstufungen in der bürgerlichen Gesellschaft nicht ganz absichtlos und zweckwidrig seyn sollen, so muß es einem jeden frey stehen, sich in diejenige Sphere zu erheben, in welcher er zu glänzen sich ein Recht erworben hat. Den hochadelichen Dummköpfen verzeiht man es, wenn ihnen das bürgerliche Verdienst ein spöttisches Naserümpfen entlockt, und wenn sie sich nicht entschließen können, ihm den Vorzug einzuräumen, welchen ihm das eigene Bewußtseyn der Gröfse zuspricht. Aber ganz anders muß der Regent hierüber denken; er muß die That und nicht den Stand sehen, und diesen durch jene zu adeln suchen. Dann nur allein, wenn das Gesetz einem jeden erlaubt, Ansprüche auf höhere Aemter und Würden zu machen, und wenn diese den Ahnen nicht ausschließend, sondern dem wahren Verdienste aufbewahret sind, wird der Adel die mächtigste Stütze der Throne und hohe

Tugenden gewähren die sicherste Schutzwehr einer unerschütterlichen Nationalglückseligkeit. Dann aber auch kommt es niemand mehr zu, sich über die in einem Staate stattfindenden Abstufungen zu beklagen oder ihre Abschaffung leichtsinnig zu verlangen; sie werden Mittel zum schönsten und erhabensten Zweck.



KAPITEL XI.

VON DEN STAATSLASTEN.

So unvollkommen und fehlerhaft auch unsere gegenwärtigen Verfassungen sind, so bieten sie uns doch so mannigfaltige Vortheile an, daß sie niemand so leicht gegen den aufsergesellschaftlichen Zustand zu vertauschen sich entschliessen würde, wenn auch dieses innerhalb den Grenzen der Möglichkeit läge. In keinen Verhältnissen wird dem Menschen sein ursprüngliches Recht so sehr gesichert, in keinen sein Eigenthum so gewissenhaft respektirt, als in Staaten, in welchen die Gesetze auf das allgemeine Beste gegründet sind. Dieses aber ist in allen denen der Fall, in welchen die Anarchie nicht an die Stelle der politischen und bürgerlichen Ordnung getreten ist, und daher ist es billig und gerecht, daß der Mensch

keine Aufopferungen scheue, um sich dieser Vortheile so lange als möglich zu versichern.

Im ersten gesellschaftlichen Zustande scheinen die Menschen keine andere Verbindlichkeiten auf sich genommen zu haben, als durch die Hingebung eines Theils ihrer Rechte, den Ueberrest derselben mit vereinten Kräften gegen die Angriffe und gewaltsamen Ansprüche anderer zu vertheidigen. Die nehmliche Bewandniss hat es auch noch in unsern politischen Verbindungen; wir opfern einen Theil unserer Vorrechte gegen einander freywillig oder gezwungen auf, um dadurch diejenigen zu bewahren, ohne welche unser Loos das erbärmlichste seyn würde, das sich nur immer denken läßt. Aus diesem Grunde steht es uns auch keinesweges zu, uns über jene Beschränkungen unserer Rechte zu beklagen, welche der gesellschaftliche Zustand nothwendig macht. Alles kommt auf die richtige Berechnung an, ob wir durch diese Aufopferungen eben so viel oder mehr erhalten haben, als wir ohne sie

besitzen würden. Nun aber ist es nach unserer jetzigen Art zu denken und zu urtheilen, im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß sich ein Mensch finden könne, welcher um seine Rechte in ihrem ganzen Umfange zu genießsen, auf alle Vorthelle der Gesellschaft Verzicht leisten, und in den ersten Naturstand wieder zurückkehren wollte; es müßte aber nothwendig geschehen, weil er ohne eine Veränderung seiner gegenwärtigen Verhältnisse dieses nie erlangen könnte.

Es ist unnütz, die Art und Weise dieser Verzichtleistung bey unsern verjährten Staatsverfassungen zu untersuchen; da keine Rückkehr zu dem ersten Naturzustande mehr möglich ist, so dient sie nur dazu, in uns Wünsche rege zu machen, die nie in Erfüllung gehen können. Im Genusse aller gesellschaftlichen Vorthelle muß dem Bürger alles daran gelegen seyn, sich ihrer würdig zu machen, und sie sich auf die längsten Zeiten zu erhalten. Demzufolge ist er verbunden, den Staat gegen alle innern und äußern Feinde zu beschützen. Im ersten Falle ist

es seine Pflicht, über die Aufrechthaltung seiner Verfassung und der Gesetze zu wachen. Diesen Zweck kann er sehr leicht erreichen, wenn er durch sein Beyspiel andere zum Gehorsam aufmuntert, und ihnen seinen Arm leihet, um die Widerspänstigen zu bändigen, und sie die gerechte Strafe ihrer Verbrechen empfinden zu lassen. Dazu muß ihn jedoch das Gesetz entweder selbst auffordern oder ihm doch wenigstens die Fälle sehr bestimmt angeben, in welchen er auch ohne seinen besondern Ruf für die Erhaltung der Verfassung und der bestehenden Ordnung zu sorgen hat. Aufser diesen hat er keine andere Verbindlichkeiten zu erfüllen, als welche ihm seine Selbsterhaltung oder das sittliche Gesetz auferlegen; er überschreitet aber dieses letztere, und setzt sich selbst herab, wenn er sich ohne Noth oder aus Privatabsichten zum unberuffenen Rächer der festgesetzten Ordnung aufwirft.

Der Fälle, in welchen der Bürger den Staat gegen äussere Feinde zu vertheidigen verbunden ist, giebt es höchstens nur zwey.

Diese finden statt, wenn sich ein benachbarter Staat einfallen läßt, ihn auf eine ungerechte Weise mit Krieg zu überziehen, oder wenn ihn irgend eine fremde Macht außer Stand zu setzen sucht, diejenigen Vorthelle von seinem Fleisse und seiner Industrie zu ziehen, welche er ohne ihre Beeinträchtigung zu fordern ein Recht hat. Jeder Krieg ist ungerecht, bey welchem man die Absicht hat, Eroberungen zu machen, das heist, sich ein Land zuzueignen, auf welches man keine gegründeten Rechtsansprüche hat; durch welchen man ein unabhängiges Volk zur Annahme gewisser ihm unangenehmer oder schädlicher Staatsmaximen und Grundsätze zwingen will; durch welchen endlich man es zu hindern sucht, denjenigen Gebrauch von seinen Reichthümern und Hülfquellen zu machen, welchen es seinem Interesse und seinem Vorthelle andern unbeschadet am angemessensten findet. In allen diesen Fällen ist der Bürger eines Staats verbunden, alles aufzubieten, um die seiner Unabhängigkeit, seiner Ruhe und seinem Eigenthum

me drohende Gefahr abzuwenden. Er tritt alsdann in den ersten Naturzustand wieder zurück, und darf, vermöge der Verbindlichkeit sein eigen Leben vor allen Dingen zu erhalten, und zu bewahren, es denen rauben, welche ihn mit dem Verluste derjenigen Güter bedrohen, ohne welche es ihm schwer fallen würde, diesen Zweck zu erreichen.

In einem solchen Kriege übt der Bürger nur das Recht der Nothwehr aus; er vertheidigt sich, weil er entweder schon wirklich angegriffen worden ist, oder weil alle Mittel den Streit auf eine freundschaftliche Art beyzulegen, nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben. Hiebey ist jedoch sehr wohl zu bemerken, daß er dazu nicht die erste Veranlassung gegeben haben müsse, daß er die Rache seiner Nachbarn nicht gereizt oder sich nicht geweigert habe, ihnen jede billige Erklärung über sein Betragen zu geben, wenn es geeignet ist, feindselige Absichten vermuthen zu lassen. Wenn ein Staat dieses alles gewissenhaft beobachtet hat, dann ist es heilige Pflicht für jeden

Bürger, sein Leben für die Erhaltung seiner Rechte und seines Eigenthums aufzuopfern. Die Bestimmung beyder unterliegt freylich so mancherley Zweifeln, dafs es schwer hält, jedesmal ihre untrüglichen Kennzeichen anzugeben. Ich übergehe sie, weil sie nicht in den Plan dieses Werks gehören, und bemerke nur, dafs ein Staat Ansprüche oder Rechte auf ein Land hat, wenn er entweder schon wirklich in dem Besitz desselben ist, oder wenn es ihm durch Traktaten zugesichert worden ist.

Ein Vertheidigungskrieg ist selten ungeracht, er müfste denn das wohlberechnete Resultat einer verschlagenen Politik seyn. Aber auch Angriffskriege vertragen sich sehr wohl mit den Grundsätzen der Selbsterhaltung. Sobald die feindseligen Absichten einer fremden Macht am Tage liegen, es sey nun, dafs sie Zurüstungen zum Angriffe macht, oder die Unabhängigkeit eines Staats verletzt und sich erlaubt, ihm Gesetze vorzuschreiben, wird es Pflicht ihnen zuvorzukommen, und so vielleicht die daraus noth-

wendig entstehenden schädlichen Folgen in ihrem Entstehen zu verhindern. Jedes Volk ist Herr in seinem Lande und keine Politik entschuldigt die Anmaßungen, vermöge welchen eine fremde Macht es zwingen will, sich so zu betragen, als es vielleicht seinem bessern Interesse oder dem seiner Nachbarn angemessen ist. Wo dieses also geschieht, da findet die grösste Beleidigung seiner Souverainität statt, und sey es nun, daß es dieselbe unmittelbar ausübet, oder sie einem Einzigen übertragen hat, so sind nichts destoweniger alle Bürger insgesamt und jeder insbesondere verbunden, dergleichen Anmaßungen mit vereinten Kräften sich zu widersetzen. — In diesen beyden Arten von gerechten Angriffs — oder Vertheidigungskriegen nur ist der Mensch verpflichtet, auf den Ruf des Souverains sein Leben zur Erhaltung des allgemeinen Besten, und seiner Unabhängigkeit aufzuopfern. Ausser dieser ist er nicht verbunden, die Waffen zu ergreifen, am allerwenigsten in denjenigen Kriegen, welche allein auf das

Recht des Stärkern gegründet sind, und ihren Ursprung in den Launen und der Haabsucht des Souverains haben.

Außer der Aufopferung des Lebens in gefahrvollen Momenten hat der Bürger in der Gesellschaft noch andere Verbindlichkeiten zu erfüllen. Der Staat bedarf zu seiner Erhaltung nicht allezeit den bewaffneten Arm seiner Mitglieder; ihre moralischen Fähigkeiten und Kenntnisse, der Erwerb ihres Fleißes und ihrer Industrie sind, wenn nicht ganz, doch Theilweise nothwendige Bedingungen zur Erreichung dieses Zwecks. Das Gesetz und nicht die Laune des Regenten muß aber auf eine bestimmte, deutliche, allen bekannte und den Kräften eines jeden angemessene Weise die Fälle festsetzen, in welchen er seinen Bedürfnissen zu Hülfe kommen, und wie er sie befriedigen soll. Da alle Bürger eines Staats des Schutzes der Gesetze genießen, und in Ruhe und Frieden ihren Geschäften nachgehen dürfen, so ist nichts billiger, als daß sie zur Bewahrung dieser Güter einen Theil ihres Vermö-

gens oder ihrer Zeit hingeben. Geschähe dieses nicht, so müßten sie alle Augenblicke befürchten, darinn gestöhrt zu werden; sie können nicht mit Gewissheit auf den Erwerb irgend eines Vermögens rechnen oder wenn sie auch wirklich dazu gelangten, so dürften sie sich doch nicht schmeicheln, daß der Staat ihnen den ruhigen Besitz desselben zuzusichern im Stande seyn werde.

Es ist also nothwendig, daß die Bürger in einem jeden wohl eingerichteten Staate nach ihren Kräften zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung von ihrem Vermögen beytragen. Dem oder denen, welche an der Spitze der Regierung stehen, mithin die Bedürfnisse derselben am leichtesten übersehen können, kommt es vorzüglich zu, sie zu bestimmen. Es findet hiebey die nehmliche Bewandnifs, wie bey der Gesetzgebung statt, und es liegt wenig daran, wer eine Auflage ausschreibt, wenn sie nur das Beste des Staats nothwendig macht, den Kräften der Bürger angemessen ist, und zu dem Zwecke ver-

wandt wird, zu welchem sie bestimmt war. Sobald diese Bedingungen statt finden, darf niemand verlangen, daß man die Einwilligung dazu von jedem insbesondere einhole oder ihre Vertheilung den von dem Volke erwählten Deputirten überlasse. Wenn die Erhaltung und Vermehrung der Masse der Nationalglückseligkeit von allen unsern bürgerlichen und politischen Verbindungen der einzige Zweck ist, so können die Auflagen nur nach den eben angeführten Grundsätzen eingerichtet werden, und wenn es geschieht, dann wird auch hier die Frage überflüssig, wer sie angeordnet hat.

Diejenigen Auflagen aber nur sind nothwendig, ohne welche die Ruhe und Ordnung im Innern eines Landes und die Sicherheit von Aussen nicht erhalten werden können. Sie sind den Kräften der Bürger angemessen, wenn keine Klasse derselben vor der andern ungewöhnlich stark damit belastet wird; sie sind gerecht, wenn keine partheyische Ausnahmen dabey statt finden. Wer

geringe Güter in einem Staate besitzt, bedarf weniger des Schutzes der Gesetze, als der reiche und wohlhabende Bürger; dieser ist daher auch verbunden, ihm grössere und ansehnlichere Opfer darzubringen, als jener, der nicht so viel wie er zu verlieren hat. — Alle Abgaben aber, selbst die stärksten, sind unzureichend, wenn sie nicht zu dem Zwecke verwendet werden, für welchen sie bestimmt sind. Der Regent muß sich daher ihre vortheilhafte Anwendung besonders angelegen seyn lassen, und nie vergessen, dafs er nicht der Eigenthümer, sondern blos der Verwalter der Staatseinkünfte ist.

KAPITEL XII.

VON DER STRAFENDEN GE- SETZGEBUNG.

Bis hieher bin ich zu zeigen bemüht gewesen, was der Staat von dem Bürger und dieser von jenem zu fordern berechtigt ist, wenn der Zweck des gesellschaftlichen Vereins erreicht werden soll. Die Masse der Nationalglückseligkeit zu vermehren, das ursprüngliche und alle daraus herfließenden Rechte in ihrer größt möglichen Ausdehnung zu erhalten, und kein Gesetz, keine Verordnung zu beschließen, welche sich nicht mit dem allgemeinen Besten und der strengsten Gerechtigkeit vertragen; dieses sind die erhabenen Verbindlichkeiten, welche jede Regierung zu erfüllen sich anheischig macht, die sie nie aus dem Gesicht verlieren, und wo möglich zu übertreffen suchen

mufs. Da hingegen ist es heilige Pflicht für den Bürger, den Staat aus allen Kräften zu unterstützen, den stattfindenden Gesetzen Gehorsam zu leisten, und sich durch seine Moralität, seine Gemeinnützigkeit, seinen Fleiß und seine Industrie, als ein des Schutzes der Gesellschaft würdiges Mitglied zu beweisen.

Aber so wie nicht jede Regierung sich die gewissenhafte Erfüllung ihrer Obliegenheiten angelegen seyn läßt, der Stimme der Gerechtigkeit, Billigkeit und dem allgemeinen Besten ihr Ohr verschließt, und dafür der Politik, den Leidenschaften und einem kleinlichen Interesse Gehör leistet, so vergißt auch leider der einzelne Bürger nur zu oft, was er sich selbst, seinen Mitbürgern und dem Staate schuldig ist, handelt gegen seinen bessern Vortheil, und verliert sich auf Irrwege, die ihn endlich dem Verderben zuführen, und aus ihm ein höchst gefährliches Mitglied der Gesellschaft machen. — Wenn diese Fälle nun statt finden, so entsteht die Frage, wie sich der Staat gegen
einen

einen solchen Rebellen an der festgesetzten Ordnung zu benehmen habe? Die Beantwortung derselben macht die Hauptbeschäftigung der strafenden Gesetzgebung aus. —

Verbrechen sind alle Handlungen, bey welchen die Absicht am Tage liegt, andern zu schaden, und die darauf gesetzten Strafen sind gerecht, wenn sie dem Besten der Gesellschaft angemessen sind, und in dem richtigsten Verhältnisse mit dem ihr dadurch zugefügten Nachtheile stehen. — Zwey in ihren Resultaten sich ganz ähnliche Handlungen können dennoch in ihren Ursachen so sehr von einander verschieden seyn, dafs, wenn die eine die strengste Ahnung verdient, die andere mit der gröfsten Nachsicht beurtheilt werden mufs. Es ist ein Unterschied, wenn der Mensch durch einen seltenen Zusammenfluß von Umständen gezwungen, ein Verbrechen begeht, als wenn er absichtlich, mit Ueberlegung und Vorbedacht sich die Rache der Gesetze zuzieht. Diese Fälle kommen im Leben häufiger vor, als man sich vielleicht einbildet, und die

Menschlichkeit befiehlt daher nur dann ein wirkliches Verbrechen zu bestrafen, wenn alle Umstände die geschehene That dazu qualifiziren. Nicht weniger befiehlt sie auf die daraus entstandenen Folgen Rücksicht zu nehmen; denn da ihre Schädlichkeit nur allein die Gröfse eines Verbrechens bestimmt, so darf man sie keinesweges bey der Zuerkennung der Strafe aufser Acht lassen. Wenn sie sich nicht äußern, oder wenn man ihnen zuvorgekommen ist, so ersetzt ihre Stelle die Absicht, welche der Verbrecher dadurch zu erreichen hofte. Unter mehreren Angeklagten ist derjenige allezeit als der Schuldige anzusehen, welcher das gröfste Interesse hatte, eine strafbare That zu begehen.

Ohne mich jedoch auf eine nähere Erörterung der Natur der Verbrechen einzulassen, schreite ich nach diesen vorausgeschickten oberflächlichen Bemerkungen zur Untersuchung der Obliegenheiten der Gesellschaft, wenn sie statt gefunden haben. — Wer ein Verbrechen begeht, erklärt dadurch, daß er mit den vorhandenen Gesetzen und der

bestehenden Ordnung der Dinge unzufrieden sey. Es folgt also ganz natürlich daraus, daß er auf ihren Schutz keine Ansprüche mehr machen dürfe, und aus der Gesellschaft ausgestoßen zu werden verdient habe. Dieses kann auf eine zwiefache Art geschehen, entweder wenn er des Landes verwiesen oder durch die Gefangenschaft außer Stand gesetzt wird, sich gegen den Staat noch ferner zu vergehen. Da aber im ersten Falle in allen uns bekannten Ländern die Grundsätze des Rechts die nehmlichen sind, so wird durch die Verbannung die Unzufriedenheit eines Menschen mit den bestehenden Gesetzen keinesweges gehoben, und der Richter verfehlt seinen Zweck, wenn es sich auch entschuldigen liefse, daß ein Staat dem andern seine Verbrecher zuschickt.

Die Gefangenschaft bleibt also das einzige Mittel, wodurch man nicht nur neuen Verbrechen vorbeugen, sondern auch noch denjenigen Vorthail zur Entschädigung des begangenen Uebels von dem Schuldigen er-

halten kann, welche die Gesellschaft ein Recht von ihm zu fordern hat. Wer mit den Gesetzen unzufrieden und dem allgemeinen Befsten schädlich ist, muß außer Stand gesetzt werden, dieses noch ferner zu seyn. Bis hierher und nicht weiter erstreckt sich die Gewalt der Gesellschaft über ihre Mitglieder, und auch dieses nur in dem Falle, wenn der Schuldige nicht vermögend ist, das ihr angethane Unrecht auf eine befriedigende Weise wieder gut zu machen. Die Dauer der Gefangenschaft muß theils von der Gröfse des Verbrechens, theils von der Wahrscheinlichkeit der in dem Schuldigen vorgegangenen Sinnesänderung abhängen. Wenn es von der Art ist, daß sich kein hinlänglicher Ersatz dafür geben läßt, so ist es billig, daß der Verbrecher, so lange er lebt, die Anwendung seiner physischen und moralischen Fähigkeiten dem Staate ganz überlasse, und so viel Gutes damit stifte, als er zu bewirken im Stande ist. Ist aber ein Ersatz möglich, so muß er den angerichteten Schaden nicht mehr überstei-

gen, als zur Garantie für sein zukünftiges Betragen und zur Schadloshaltung für die dem Staate durch seine That verursachten Unkosten erfordert wird.

Alle übrige Strafen, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, wenn sie nicht im Stande sind, den der Gesellschaft durch ein Verbrechen verursachten Nachtheil auszugleichen oder ihnen für die Zukunft vorzubeugen, sind unnütz, ungerecht und zwecklos. Aus diesem Grunde ist die Todesstrafe keinesweges zulässig, wenn der Staat auch das Rechr hätte, sie über seine Bürger zu verhängen. Man entzieht der Gesellschaft dadurch noch überdies ein Mitglied, das im Stande gewesen wäre, nicht nur das ihr angethane Unrecht gut zu machen, sondern auch noch einigen Vorthail zu stiften. — Die körperlichen Strafen sind aus eben diesem Grunde im höchsten Grade zwecklos, und daher unzulässig. Freylich bringen sie in dem Schuldigen die Uezeugung der Schuld viel schneller hervor als jede andere Strafe; aber von der andern

Seite haben sie wider den Nachtheil, daß sie auf verhärtete Bösewichter nur einen vorübergehenden Eindruck, das geschehene Unrecht nicht gut machen, und Menschen, die der Verbrechen ungewohnt sind, wegen der damit verbundenen Schande, gewissermaßen zwingen, in ihrer Absonderung von der Gesellschaft, durch unerlaubte Mittel für die Erhaltung ihres Lebens zu sorgen.

Der einem Volke tief eingeprägte Abscheu vor dem Verbrechen ist allerdings dem Ganzen sehr vortheilhaft, in so fern er den einzelnen Menschen abhält, irgend eine Handlung zu begehen, welche die Gesetze dafür erklären. Aber weiter darf er sich nicht erstrecken, und dem Verbrecher, wenn er seine Strafe erlitten hat, nicht jede Rückkehr zur Tugend versperren. Sobald jemand das der Gesellschaft angethane Unrecht gut gemacht hat — und dieses geschieht, wenn er die ihm zuerkannte Strafe ausgestanden, oder eine Zeitlang alle seine physischen und moralischen Fähigkeiten ihr ausschließend dargebracht hat — so tritt er wie-

der in alle seine bürgerlichen Rechte ein, erhält neue Ansprüche auf den Schutz der Gesetze, und kann höchstens nur als ein Fremder angesehen werden, welcher sich in einem Lande niedergelassen hat, und dessen Grundsätze und Betragen man erst kennen lernen muß, ehe man ihm Achtung und Zutrauen schenken darf. Schon oft hat ein in der Jugend leichtsinniger Weise begangenes Verbrechen, und die mit der darauf erfolgten Strafe verbundene Schande jemand zum Bösewicht gemacht, der ohne diese, und wenn ihn seine Mitbürger nicht mit zurückschreckender Verachtung behandelt hätten, nicht nur im Stande gewesen wäre, sein der Gesellschaft angethanes Unrecht wieder gut zu machen, sondern sich auch Verdienste um sie zu erwerben.

Aus diesem Grunde kann man mit vollem Rechte alle bleibend infamirende und auch in den meisten Fällen, alle öffentliche Strafen verwerfen, und dieses ist besonders nothwendig, wenn der Schuldige, nachdem er sie ausgestanden, wieder in den Schoofs

der Gesellschaft zurückkehren soll. Wenn die Politik und das allgemeine Beste die größte Strenge gegen den Verbrecher anrathen, so befiehlt hingegen wieder die Menschlichkeit den Verbrechen durch kluge und weise Gesetze vorzubeugen, und wo man sie nicht hat hindern können, sie doch wenigstens mit aller möglichen Schonung der Würde des Menschen an dem Schuldigen zu vollziehen. Nichts ist ungerechter, grausamer und schändlicher, als wenn der Angeklagte, noch ehe er seines Verbrechens überwiesen ist, und sein Urtheil empfangen hat, schon als solcher behandelt wird, in einem finstern und seiner Gesundheit schädlichen Kerker schmachten muß, und abgeschieden und getrennt von Freunden und Bekannten sich und seinem schreckenvollen Schicksale überlassen wird. Ein tief eingewurzeltes Vorurtheil und eine unverzeihliche Nachlässigkeit von Seiten der Regenten, haben schon manchen nützlichen Bürger auf diese Weise der Gesellschaft entrissen, und mit Schauern schreibe ich es nieder, in un-

sern revolutionairen Zeiten besonders, auf einen bloßen Verdacht oder eine nicht unterzeichnete Anklage, barbarisch gemordet.

Diese Verbrechen von Seiten der Staaten sind seit einiger Zeit so sehr vervielfältiget worden, daß man sie nicht genug darauf aufmerksam machen kann. Wenn es auf das Wohl und Weh eines Bürgers ankommt, so kann man nicht vorsichtig genug seyn, und es giebt keine Politik, die eine ihm angethane Ungerechtigkeit zu entschuldigen im Stande wäre. In jedem Falle ist es nothwendig, daß die gerichtliche Procédur durch vorher bekannt gemachte Gesetze bestimmt, daß dem Angeklagten bey der Verhaftnehmung die Ursache derselben mitgetheilt, daß er in der möglichst kürzesten Zeit verhört und öffentlich gerichtet werde, daß man ihm seine Ankläger stelle, und jede einer Strafe ähnliche Strenge so lange weglasses, bis daß sie ihm durch den Spruch des Richters zuerkannt worden ist.

BESCHLUS.

VON DER MOEGLICHKEIT UND DEN
GRUNDSAETZEN EINES EWIGEN
FRIEDENS.

Wenn das Feuer des Krieges am heftigsten wüthet, wenn Mord und Verheerung den höchsten Grad erreicht haben, dann geht die Wahrscheinlichkeit eines nahen Friedens sehr oft in die froheste Gewissheit über. Erschöpft und entkräftet durch die schnell auf einander gefolgten ungewöhnlichen Anstrengungen, fangen alsdann beyde Theile an, ihre geheime Schwäche zu fühlen, das Bedürfnis der Ruhe zeigt sich, sie stimmen ihre Forderungen herab, und der Wunsch der Aussöhnung wird endlich so lebhaft, daß man die erste bequeme Gelegenheit ihn zu realisiren, benutzt.

Und es sollte, nach einem ganzen mit Krieg und Morden zugebrachten Jahrhunderte, unmöglich seyn, die bis jetzt für Träumereien gehaltene Wünsche edler Menschenfreunde, für die Errichtung eines ewigen Friedens zur Wirklichkeit zu bringen? — Wenn es je einen günstigen Moment dazu gab, so kann es nur der gegenwärtige seyn. Freylich bleiben sich die Leidenschaften der Menschen zu allen Zeiten gleich; aber sollten denn das Bedürfnis, die Philanthropie, und im Grunde auch ein wohlberechnetes Interesse der Staaten nicht endlich einmal mehr als es bis hieher geschehen ist, über sie vermögen? Ist es wahrscheinlich, daß wir noch immer fortfahren werden, unser eigenes Beste zu verkennen, und nur nach den Vortheilen des Augenblicks zu handeln? Selbst der glücklichste Krieg, hat er nicht so unendliche Nachtheile, daß sie oft den glänzendsten Gewinn überwiegen? Und wie viel durchaus glücklich geführte Kriege zählen wir in der Geschichte?

Wäre ich überzeugt, daß, in unsern Tagen das Schicksal der Völker Despoten oder kühnen Eroberern anvertraut sey, ich würde mich gewiß enthalten, die Möglichkeit eines ewigen Friedens in Anregung zu bringen. Aber ich weiß, daß die Philosophie auf den Thronen sitzt, daß Recht und Gerechtigkeit Gesetze vorschreiben, daß die Beförderung des allgemeinen Bestens unserer heutigen Regenten erste Sorge ist, und daß es keinen unter ihnen giebt, welcher zur Realisirung einer Laune Millionen gleichgültig aufzuopfern bereit wäre. Bey einer solchen Stimmung aller Regierungen, bey ihrem unablässigen Bestreben die Masse der Nationalglückseligkeit zu vermehren, bey der außerordentlichen Erschaffung aller Staaten und der daraus entstandenen Nothwendigkeit einer dauerhaften Ruhe, darf sich der Menschenfreund gewiß schmeicheln, die erhabene Idee vom ewigen Frieden zur Wirklichkeit gebracht zu sehen. Bis hier war sie freylich nur ein lieblicher Traum, und konnte nichts anders seyn. Aber wie

sehr haben sich nicht seit ihrer ersten Aufstellung die Zeiten geändert? Welch eine ungeheure Masse von Licht und Aufklärung ist seitdem nicht über ganz Europa verbreitet worden? Wie ganz anders sind nicht die Grundsätze beschaffen, nach welchen man jetzt und ehemals die Völker beurtheilt und regiert? Hingestellt auf die erhabene Stufe, auf welche die Natur den Menschen berief, erkennt man ihn fast allgemein als Zweck, und nicht mehr als bloßes Werkzeug an, und auch da, wo er sich selbst dazu erniedrigt, und seiner Würde entsagt, ist man schonend gegen ihn und tritt ihn nicht, wie er es verdient hätte, zu Boden. — Und es sollte bey diesen erhabenen Gesinnungen unserer Regierungen durchaus unmöglich seyn, einen ewigen Frieden, wenigstens zwischen einigen Hauptmächten Europas zu Stande zu bringen? — Nein; davon kann ich mich nicht überzeugen, und ich würde glauben ihnen unrecht zu thun, wenn ich voraussetzte, dafs sie die ohnedies schon unglückliche Menschheit verdammt hätten, sich an

gewissen Epochen mit kannibalischer Wuth aufzureiben.

Ein ewiger Friede kann aber nie stattfinden, wenn nicht wenigstens einige der ersten und vorzüglichsten Mächte Europa's allen ihren gegründeten oder Scheinansprüchen auf Länder, die sie oder ihre Vorfahren besessen haben, entsagen, und auf alles feyerlich und öffentlich Verzicht leisten, was bis auf diesen Augenblick zu den meisten Kriegen die unglückliche Veranlassung gegeben hat. Dafs hiezu mehr Selbstgenügsamkeit, Uneigennützigkeit und philosophische Gröfse gehören, als man bey gewöhnlichen Menschen voraussetzen darf, bin ich gar nicht in Abrede. Aber unsere heutigen Regenten sind keine gewöhnlichen Menschen, man kann daher auch mit gröfserm Rechte mehr von ihnen fordern. Ein jeder von ihnen, wenn er dem Geiste der Rechte des Menschen gemäfs, sich das Glück seiner Völker angelegen seyn läfst, wird ihnen also gewifs sehr gern auch noch dieses letzte und gröfste Opfer bringen, nur mufs er nicht be-

fürchten dürfen, daß andere seine Uneigennützigkeit zu ihrer eigenen Vergrößerung einst gebrauchen.

Die feyerliche Verzichtleistung auf alle Eroberungen muß also der erste Akt der Großmuth aller derjenigen Regenten seyn, welche einen ewigen Frieden untereinander zu schliessen geneigt sind, und jeder darüber vorzunehmender Unterhandlung zum Grunde gelegt werden. Die gegenwärtig mit Frankreich im Kriege begriffenen Mächte hätten nach erfolgtem allgemeinen Frieden die beste Gelegenheit dazu. Da ich überzeugt bin, daß sie alsdann alle insgesamt sehr lebhaft fühlen werden, wie nöthig sie der Ruhe haben, um sich zu erholen, und wie wenig sie in politischer und philosophischer Rücksicht durch den Krieg gewonnen haben; so muß ihnen dieses Bewußtseyn die Ausführung eines Plans, der oft vorgeschlagen, oft hervorgesucht, noch nie hat realisirt werden können, nur um so mehr erleichtern. Da es ferner wahrscheinlich ist, daß dem bevorstehenden allgemeinen Frie-

den, die Besitzungen und Gerechtsame aller jetzt kriegführenden Mächte werden festgesetzt werden, so würde ihre Verzichtleistung auf Eroberungen, wenn man sie dabey zur Basis annähme, einen Grad von Bestimmtheit erhalten, der in der Folge nie in Zweifel gezogen werden könnte. Sollte man dieses aber dennoch befürchten, so brauchte man nur in dem Instrumente des ewigen Friedens die Grenzen einer jeden daran theilnehmenden Macht namentlich anzuführen, und alle Ungewissheit darüber würde nothwendig aufhören. Die beyden ersten Artikel desselben müßten alsdann ungefehr folgendermassen abgefaßt werden.

ARTIKEL I.

Die zum ewigen Frieden verbundenen Mächte leisten für sich und ihre Nachfolger auf alle zu machende Eroberungen Verzicht und entsagen allen Ansprüchen, welche sie auf Länder haben können, in deren Besitz sie sich gegenwärtig nicht befinden.

ARTI-

ARTIKEL II.

Die im Friedenstraktate zu - - - vom
 - - - - - zwischen - - - - - festgesetzten
 Grenzen, sollen allen zum ewigen Frieden
 verbundenen Mächten heilig seyn, und von
 ihnen jederzeit respektirt werden. Sie dür-
 fen in keinem Falle und unter keinem Vor-
 wande durch die Waffen und ohne Bewilli-
 gung der Bundesgenossen erweitert oder aus-
 gedehnt werden.

Wenn diese beiden Artikel, die wichtig-
 sten von allen, allgemeinen Beyfall gefun-
 den haben, dann können sich den übrigen
 nur unerhebliche Schwierigkeiten entgegen-
 stellen. In jenen wurden der Vergröfse-
 rungssucht Grenzen gesetzt, in diesen wer-
 den dem Ehrgeize und der Schikane Fes-
 seln angelegt.

ARTIKEL III.

Die zum ewigen Frieden verbundenen
 Mächte machen sich gegen einander, und
 gegen alle mit ihnen nicht allirte Staaten
 anheischig, daß sich keine von ihnen unter

keinem Vorwande und in keinem Falle, weder heimlich noch öffentlich, weder eigenmächtig noch wenn sie dazu aufgefordert würde, in die innern Angelegenheiten einer fremden Macht einmischen wolle.

Durch diesen Artikel darf man hoffen allen Intriguen, allen jenen Künsten der Politik vorzubeugen, durch welche oft ein Staat in sich zerrüttet oder bewogen wird, seinem Nachbar den Krieg zu erklären, wenn dieser ihn wünscht, und entweder keine gegründete Ursachen dazu anzugeben weiß, oder das Ansehen haben möchte, als sey er zu seiner eigenen Vertheidigung gezwungen worden, die Waffen zu ergreifen. Diese Fälle finden in unsern Zeiten so häufig statt, daß man sie nicht genug beschränken kann, und die Mittel, welche man, um diesen Zweck zu erreichen in Bewegung setzt, sind um so gefährlicher, je mehr man Ursache hat, sie mit dem Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses zu bedecken. — Die Verletzung der Traktaten giebt auch oft Veranlassung zu langwierigen und blutigen

Kriegen, und daher muß in Ansehung ihrer im Instrumente des ewigen Friedens vorgesehen werden. Ich glaube, daß man hierüber ohne alle Gefahr annehmen könnte, und dieses würde das Studium der Diplomatik unendlich erleichtern, und diese schwere Kunst außerordentlich vereinfachen, daß alle Traktaten, welche Nahmen sie auch haben mögen, als null und nichtig angesehen werden sollen, wenn sie dem Inhalte des allgemeinen und ewigen Friedens zuwider sind. Der darauf Bezug habende Artikel würde alsdann folgendermaßen lauten müssen.

ARTIKEL IV.

Alle den Grundsätzen des allgemeinen und ewigen Friedens entgegengesetzte oder sie vernichtende Traktaten und Bündnisse, welche die zum ewigen Frieden verbundenen Mächte unter einander oder mit andern geschlossen haben, sind durch diesen letztern aufgehoben. Eben so darf keine von ihnen nach Abschließung desselben mit irgend einer Macht, welche nicht in diesem Bunde

begriffen ist, eine demselben zuwiderlaufende Verbindung eingehen.

Bey der Abschließung eines Traktates oder Bündnisses hat man gewöhnlich die Erweiterung oder Beschränkung der Grenzen eines Landes zur Absicht, die Aufrechthaltung der ihm zustehenden Gerechtsame, die Sicherstellung vor gewaltsamen Angriffen, und endlich die Vereinigung mehrerer Kräfte zu irgend einem gemeinschaftlichen Zwecke. Da aber alle diese Fälle nach dem 1. 2. und 3. Artikel des ewigen Friedens, so lange er statt findet, nicht mehr eintreten können und dürfen, so werden alle darauf Bezug habende Traktaten und Bündnisse überflüssig und unzulässig, wenn sie der Basis desselben zuwider sind. Es ist überhaupt nothwendig, daß alle Instrumente vernichtet werden, welche der Schikane, dem Ehrgeitze und der Haabsucht so häufig Gelegenheit anbieten, sich thätig zu bezeugen; es ist Pflicht für alle Regenten und die höchste Zeit, daß sie endlich einmal in alle ihre politischen und diplomatischen Verhandlungen

gen diejenige Offenheit und Freymüthigkeit legen, ohne welche kein Mitglied in der Gesellschaft seines Eigenthums und seines Lebens sicher seyn kann. Die nehmlichen Grundsätze und das nehmliche Interesse, welche diese zu einem solchen Betragen im Kleinen und Einzelnen verpflichten, müssen auch bey jenen zur Grundlage aller ihrer Verhandlungen dienen, wenn das Recht des Stärkern zur Schande und zum Verderb der Menschheit nicht immer und ewig unter ihnen entscheiden soll.

Die größten Schwierigkeiten in Ansehung der ältern Verträge müssen bey der Abschließung des ewigen Friedens die schon stattfindenden Handelsverträge anbieten. Die Frage entsteht daher, ob es vortheilhafter seyn würde, die schon bestehenden beyzubehalten oder ganz neue zu schliessen, und wenn sie entschieden ist, dann fragt es sich wieder, wie sich ein allirter Staat zu benehmen habe, wenn ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß ein abgeschlossener Handelsvertrag seinem Interesse entweder nachtheilig sey,

doch seinen darüber gehegten Erwartungen nicht entspreche?

Da es mehr als wahrscheinlich ist, daß durch den allgemeinen Frieden die Verhältnisse von beynah allen Staaten Europa's in andere Formen werden gegossen werden, so kann man mit Grund vorhersagen, daß sie alsdann auch ein anderes Interesse erhalten, und daß daher alle bis auf diese Epoche stattgefundene Handelsverträge unzulänglich, wenn nicht ganz nachtheilig sich ausweisen werden. Eine jede jetzt kriegführende Macht wird alsdann die Nothwendigkeit sie abzuändern oder neue zu schliessen, so lebhaft fühlen, daß dieses wechselseitige Bedürfnis die Abschließung derselben allen insgesamt nothwendig sehr erleichtern wird. Wenn dieses geschieht, so wird es nur noch darauf ankommen, daß man ihnen eine den ewigen Frieden nicht vernichtende Dauer und Festigkeit gebe. Diesen Zweck aber wird man nur alsdann erreichen, wenn man sie auf das wechselseitige Interesse zweier Staaten und auf den Grundsatz fest-

zusetzen sucht, vermöge welchem einem jeden Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft die freie Anwendung seiner physischen und moralischen Fähigkeiten, andern unbeschadet, zusteht. Man kann die Staaten als eine Familie betrachten, in welcher ein Mitglied der Unterstützung des andern bedarf, und die alle den wechselseitigen Ertrag ihres Fleißes gegen einander auszuwechseln nöthig haben. Wenn man nach diesem Princip dabey verfährt, so kann man ihrer Dauer nicht nur gewiß seyn, sondern wird auch nie befürchten dürfen, daß sie die Ruhe des Ganzen stören, wenn mit der Zeit das wechselseitige oder einzelne Interesse neue Abänderungen nothwendig machen sollten.

ARTIKEL V.

Die zum ewigen Frieden verbundenen Mächte machen sich zur gewissenhaftesten Beobachtung aller vor dem allgemeinen Frieden, oder in Folge desselben erneuerten oder neu geschlossenen Handelstraktaten, über welche sie untereinander oder mit Mächten,

die nicht zu dem groſſen Bunde gehören, übereingekommen ſind, anheſchig. Alle mit der Zeit daraus entſtehen könnende Miſhelligkeiten oder nothwendig gewordene Abänderungen derſelben ſollen durch ihre gemeinſchaftliche Verwendung in der Güte beylegt und getroffen werden.

Wollte man dem ewigen Frieden eine noch gröſſere Feſtigkeit geben, ſo müſſte man auch den dadurch verbundenen Völkern, jene brüderlichen Geſinnungen gegen einander einzuflöſſen ſuchen, welche die natürliche Folge einer edeln Freundschaft und die ſicherſte Garantie ihre Dauer ſind. Demzufolge müſſte es den Bewohnern aller verbündeten Staaten freyſtehen, in einem jeden derſelben ſich niederzulassen, zu wohnen, aufzuhalten, frey und ungehindert in ihnen zu reiſen, und auf alle Vorrechte der Bürger eines jeden Ansprüche zu machen, in ſo fern ſie ihnen das Geſetz zuerkennt.

ARTIKEL VI.

Die Bewohner aller zum ewigen Frieden verbundenen Staaten können in allen frey und ungehindert reisen, sich aufhalten, niederlassen und Handel und Gewerbe treiben. Sie sind in allen Stücken den Bürgern desjenigen Staats gleichgeachtet, in welchen sie sich begeben, und haben gleiche Ansprüche mit ihnen auf den Schutz des Gesetzes.

Dieser Artikel ist jedoch keine nothwendige Bedingung des Traktates; allein da er nur die besten Folgen haben kann, wenn er angenommen werden sollte, so habe ich nicht geglaubt, ihm hier einen Platz verweigern zu müssen.

Dieses sind ungefehr die Hauptbedingungen, welche dem ewigen Frieden zum Grunde gelegt werden müssen, wenn er dauerhaft seyn und das allgemeine Beste der Menschheit befördern soll. Die übrigen können nur als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks angesehen werden, seine Dauer hängt jedoch von ihnen nichts destoweniger ab. — Es ist noch nicht alles geschehen, wenn sich

einige der europäischen Hauptmächte unter den obigen Bedingungen, zu einem ewigen Frieden vereinigt haben; man muß auch dafür sorgen, daß der Wechsel der Verhältnisse, der Zeiten, der Umstände und die unter ihnen selbst oder mit nicht verbündeten Mächten entstandene Mishelligkeiten ihn nicht stören oder vernichten. Alle diese Fälle aber liegen so sehr innerhalb den Grenzen der Möglichkeit, daß man sie schon zum voraus als gewiß annehmen kann, wenn auch, was nicht zu erwarten steht, alle Staaten wirklich so sehr, als sie es seyn sollten, von dem Wunsche, den Völkern eine dauerhafte Ruhe zu verschaffen, be-seelt wären. Außerdem so ist alles, was der Mensch schafft und erzeugt, höchst unvollkommen und bedarf eben deswegen öftere den Zeitumständen und ihren jedesmaligen Bedürfnissen angemessene Verbesserungen. Die große Frage entsteht also, wer sie vorschlagen, vornehmen, und wenn Mishelligkeiten statt finden, schlichten oder beylegen solle, damit kein Krieg daraus entstehe.

Diese erhabene Verbindlichkeit kann man keiner Macht ausschliessend übertragen, die Eigenliebe und auch die Rechte der andern würden dadurch zu sehr beleidiget werden. Um diesem vorzubeugen und das Interesse aller zu befördern, schlage ich also vor, daß alle zwey, vier oder sechs Jahre ein Kongress an einem neutralen Orte, der so viel als möglich zwischen den verbündeten Staaten mitten inne liegen müfste, gehalten werde, und daß auf demselben alle auf die Erhaltung des ewigen Friedens Bezug habende Gegenstände untersucht, vermittelt und entschieden würden. Jede zum ewigen Frieden verbundene Macht müfste dazu drey oder mehr Deputirte schicken, und ihnen über alle in dieser Versammlung vorzutragende oder zu entscheidende Geschäfte die nöthigen Instruktionen mitgeben. Diese Deputirten zusammen genommen würden auf diese Weise einen höchsten Senat ausmachen, dessen innere Organisation auf die vollkommenste Gleichheit der Rechte gegründet seyn müfste. Da seine erste und vor-

zöglichste Bestimmung die Erhaltung des immerwehrenden Friedens seyn würde, so müßte er es sich auch besonders angelegen seyn lassen, alle unter den Bundesgenossen entstandene Mishelligkeiten zu vermitteln und gütlich beyzulegen. Nur alsdann wenn alle seine Bemühungen hierinn fruchtlos gewesen sind, entscheidet er was Recht und billig ist, und sein Ausspruch ist für die streitenden Partheyen ein unverbrüchliches Gesetz. Sollten sie aber sich ihm zu unterwerfen weigern, dann theilt er die darauf Bezug habenden Akten allen verbündeten Staaten mit, und wenn diese durch die absolute Mehrheit seinen Ausspruch bestätigt haben, und die eine oder die andere Parthey sich ihm noch nicht unterwerfen will, dann und nur dann allein sind alle übrigen verbunden, sie mit den Waffen in der Hand dazu zu zwingen.

Vermöge dieses Kongresses, der nie länger als höchstens vier Monathe versammelt bleiben dürfte, und zu welchen man nur Männer von erprobter Rechtschaffenheit

und ausgebreiteten Kenntnissen ernennen müßte, könnte man sehr leicht das Interesse der verbundenen Mächte vereinigen, und alles beseitigen, was zu einem Bruche zwischen ihnen Veranlassung geben könnte. Wenn aber Mishelligkeiten zwischen einer verbündeten und einer nicht verbündeten Macht entstehen sollten, die einen Krieg zur Folge haben könnten, so würde es ebenfalls meiner Meynung nach diesem Kongresse zu kommen, die Veranlassung dazu zu untersuchen und zu bestimmen, ob ein solcher Krieg keine Verletzung der Basis des ewigen Friedens nach sich ziehen könne, und ob der Bund ihm durch seine Vermittelung zuvorzukommen, oder durch die dem Bundesgliede angediehene Hülfe Schranken zu setzen verbunden sey. Auf jeden Fall aber müßte vor dieser Entscheidung die Bestimmung der Rechtmäßigkeit des Krieges vorangehen; die Verbündeten erklären sich allemal für denjenigen Theil, welcher das Recht auf seiner Seite hat; denn nur durch die strengste Gerechtigkeit

gegen einander und gegen fremde Mächte kann ihr Bund bestehen und das nöthige Ansehen erhalten.

Auf diesem Krongresse müßten ebenfalls alle Verbesserungen und Zusätze zu dem Instrumente des ewigen Friedens, wenn sie die Umstände nothwendig gemacht, vorgeschlagen und festgesetzt werden. Eben so wäre ich geneigt, ihm die Beylegung der über die bestehenden Handelstraktaten entstandene Mishelligkeiten oder die bey denselben nothwendig gewordenen Abänderungen und überhaupt alle diplomatische Verhandlungen zur Bestätigung zu unterwerfen, jedoch nur in sofern sie auf den großen Bund Bezug haben, oder von Folgen für ihn werden können.

Vor dem jedesmaligen Schlusse der Sitzungen des Kongresses beschwören die dahin abgesandten Deputirten feyerlich und öffentlich die Aufrechthaltung des ewigen Friedens und dieses Friedensfest wird an dem nehmlichen Tage in allen verbündeten Staaten gefeiert. Eine allgemeine Trauer aber

findet unter den verbündeten Mächten statt, wenn sie von dem Kongresse aufgefordert, zu den Waffen haben greiffen müssen. — Doch nie möge der Janustempel wieder geöffnet werden, wenn er einmal geschlossen seyn wird! —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

X

IX. 88

Wojda, Karol Fryderyk,

Der Geist der Rechte des Menschen in seiner Anwendung auf die Bedürfnisse
unserer Zeit

Leipzig [1801]

Ph.pr. 1278 o

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042283-7